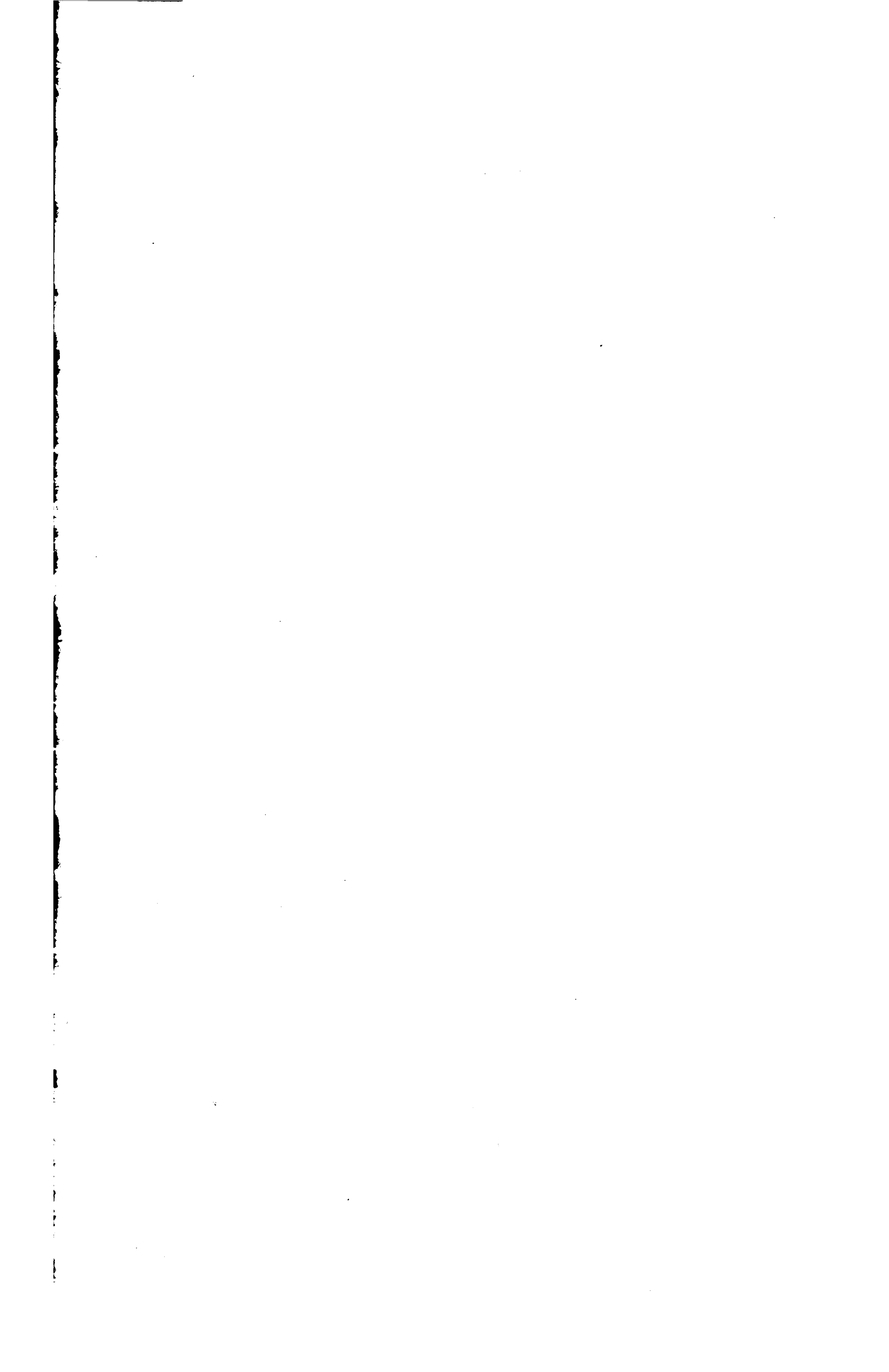


DD
231
.037
W55


LIBRARY
Michigan State
University

Wilhelm Ohr







Wilhelm Ohr

Zum Gedächtnis

Mit einem Bildnis Wilhelm Ohrs



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1918

Inhalt

Ihren besten Freund und Erzieher hat Deutschlands politische Jugend verloren. Nicht die liberale und demokratische Jugend bloß, sondern alle Deutschen, die jung sind und um die Volksgemeinschaft und ihr Geschick sich schon sorgen oder darum sich sorgen könnten und sollten. Denn nicht dies ist Wilhelm Ohrs Hauptziel und Lebensarbeit gewesen: unsere Jugend liberal und zu Mitgliedern seiner Partei zu machen. Politisch sollten die Menschen werden, ihrem Volk und Vaterland lebend, ihm hingegeben, in ihm ihre höchsten Ziele und ihre Vollendung suchend. Dazu wollte er ihnen helfen, den jungen Menschen vorzüglich und jungen Schichten (Arbeitern, Frauen): politisch denken zu lernen, eine lebendige Anschauung zu gewinnen von der Volksgemeinschaft, ihrem Wesen und ihren Erfordernissen, auch des Rechtes der Einzelpersönlichkeit sich bewußt zu werden und doch darüber ihrer Pflichten nicht zu vergessen. Erziehung zur Politik, zum politischen Idealismus.

Der Krieg hat unserem Freunde diese Erziehungsarbeit aus der Hand genommen. Hat sie ihm aus der Hand genommen und hat sie zu einem Teile gleich selbst besorgt. Nie haben Menschen so schnell gelernt, was der Staat, was das Vaterland ihnen bedeutet, wie der Einzelne nur als Teil der Gesamtheit lebt und gedeiht. Der Krieg hat alle Volksschichten politisiert, und die Zeit nach dem Kriege, die, was auch der Friedensschluß bringen mag, eine schwere Zeit sein wird, dürfte diese Politisierung weiter führen. Die Menschen, vielleicht ebenso die an der Heimatfront wie die vor dem Feinde stehen, sind selbständiger geworden und selbstbewußter. Das ist eine gesunde Entwicklung. Aber auf ihrem Rücken hockt die Gefahr, daß die Menschen im Drange des Wiederaufbaues, im Drange neuentdeckter Möglichkeiten des eigenen Aufstieges, auch selbstsüchtiger werden. Unbeherrschte Selbstsucht als Allgemeinerscheinung in einem Volke wird zur Selbsttäuschung und schlägt sich

gegenseitig tot. Wo der Einzelne, wo jede Klasse nur an das eigene Sonderinteresse denkt, da bleibt die Gesamtheit nicht lebens- und gewiß nicht entwicklungsfähig, und wo ein Volk, ein Staat eintrocknet und hinuntersinkt, da ziehen sie schließlich alle ihre Teile mit in den Abgrund hinab. Nicht so wollen wir uns Deutschlands Zukunft denken müssen. Aber es stehen hier Möglichkeiten auf, denen wir ins Auge zu sehen haben. Der Krieg hat mit gewalttätiger Faust alle deutschen Menschen mitten in das Leben des Staates, mitten in die Politik hineingestellt. Doppelt stark bedürfen sie jetzt der geistigen Erziehung zur Politik, bedürfen sie der Lehre, daß Politik als Allgemeinerscheinung nicht ohne Idealismus sein kann, daß es uns auf die Dauer nichts hilft, Rechte zu beanspruchen, ehe wir die Pflichten an der Gesamtheit erfüllt haben. Das Vaterland ist mehr als die Summe aller Einzelnen.

Dies aber ist der Punkt, an dem dringender noch als zuvor unserem Volke heute und in den Jahren nach dem Kriege ein Wilhelm Ohr not tun wird. Sein Leben hat er der Verteidigung Deutschlands hingegeben. Seine Arbeit und der Geist seiner Arbeit soll uns lebendig bleiben, soll unserer Jugend noch fruchtbar werden. Deshalb haben in diesem Buche von seinen Freunden einige sich zusammengefunden, nicht bloß um sein Gedächtnis zu ehren, sondern um auch denen, die ihn nicht mehr erlebt haben, sichtbar zu machen, wie dieser Freund und Erzieher deutscher Jugend gewirkt hat, und wo die Ansätze sind, an welchen wir sein Wirken weiterführen mögen.

*

Von der Not der Zeit in das grausame Kriegshandwerk hineingestellt zu werden, das haben viele Gebildete als widernatürliche Tragik empfunden. Furchtbarkeit und Not des welterschütternden Ringens haben auch auf unserem Freunde Ohr gelastet. Aber nachdem der Sturm einmal losgebrochen war, da hat er das Feld und den Schützengraben als seinen natürlichen Platz angesehen, das Waffenwerk als die natürliche Fortsetzung seiner Friedensarbeit.

Die Arbeit für Volksgemeinschaft und Vaterland und die Arbeit für den Einzelmenschen sind bei Ohr stets Hand in Hand gegangen. Dieser unser Daseinskampf heute läßt den Einzelnen zurücktreten, das Schicksal des Reiches ist

unser aller Schicksal geworden. Staat und Nation, das wurden, über den Begriff hinaus, lebendige Wesen, welche der Krieg unseren Freund tiefer als zuvor verstehen und mit allen Kräften seiner Begeisterung, seines Willens ergreifen lehrte. Den Gedanken der Menschheit, der immer über ihn Macht gehabt hatte, wollte er auch jetzt nicht zum Schweigen bringen. Aber das Wesentliche wurde, daß es eine deutsche Brust sein sollte, in der sein Weltgewissen schlug. Den Stolz auf sein Deutschtum hat das Erleben der siegreichen Abwehr einer Welt von Feinden hell entfacht. Von dem Recht unserer guten Sache ist Ohr heilig überzeugt gewesen. „Es gibt sinkende Kulturen und aufsteigende Kulturen. Und wenn sinkende Kulturen, um ihre überlebten Herrschaftsansprüche zu retten, Kriege provozieren, so ist die Gerechtigkeit auf der Seite der aufsteigenden." Für die Zukunft wollte er nicht allein auf Verbrüderung der Völker hoffen. Deutschland selbst sollte für seine Sicherheit verantwortlich bleiben. Jedoch ebenso entschieden sprach er schon im ersten Kriegsjahre gegen einen Annexionsfrieden sich aus. Die Moral des bürgerlichen Rechts gilt auch im Staatsleben: „nur der Krieg aus Notwehr ist moralisch gerechtfertigt, kein anderer!"

Aus einem Feldbriefe Ohrs: „Ich habe die Größe des deutschen Gedankens in tiefster Demut erkannt, und ich werde, wenn ich diesen Krieg überlebe, mein ganzes Leben daran setzen, die Pflichten zu predigen, die uns aus der Aufgabe der Weltführung erwachsen." Nicht an irgend etwas wie Weltherrschaft dachte er für sein Vaterland. Aber daß Deutschland bestimmt sei, geistig und sittlich den Brudervölkern die Wege zu weisen, das war sein Glaube und sein Wille. Der ansehnliche Strom seiner Niederschriften im und aus dem Felde, kleineren und größeren Freundeskreisen bestimmt, zeigt unverkennbar, daß es nicht der Rausch erster Begeisterung war, der hier aus ihm sprach. So fest hatten die Anker in seinem deutschen Herzen Grund gefaßt, daß sie auch schwerere Zeiten, Zweifel und Stürme überdauern konnten. Heute im vierten Kriegsjahre tauchen in unserem Volke manche trübere Erscheinungen empor. Würden sie Wilhelm Ohrs Glauben erschüttert haben? Mir jedenfalls scheint gewiß, daß er nur um so herzhafter dem Großen, Gesunden und Zukunftsfrohen, das wir auch heute erleben können (wenn wir's nur wagen und wollen), die

Augen geöffnet hätte — sich und den anderen! Im vierten Jahre steht Deutschland aufrecht gegen eine nie bestandene Überzahl von Feinden und täglich wird mehr offenbar, daß diese Verteidigung unserer Einheit, Freiheit und Zukunft nicht mehr niederzuringen ist. Was aber gibt uns Wenigen das Übergewicht? Die innere Kraft unseres deutschen Menschen. Nicht bloß jede Kampftat im Felde, auch jedes Gramm Lebensmittel- und Rohstoff„ersatz" in der Heimat ist eine geistige und sittliche Leistung. Ohr würde heute so stark und gewiß wie vor anderthalb Jahren, da er sein Leben hingab, an Deutschlands Sieg und Deutschlands Weltsendung glauben.

*

„Je schwerer die Opfer sind, die uns treffen, desto geläuterter werden wir in die neue Zeit hinübergehen. Wenn Europa verarmt und notdürftig die nächsten Jahrzehnte durchleben muß, was schadet das? Wenn nur die inneren Kräfte wach werden, die die neue Zeit braucht." Hier liegt die Aufgabe, die uns heute und für die Jahre nach dem Kriege gestellt ist: die inneren Kräfte unseres Volkes zu wecken und zu entwickeln. Geistige und sittliche Kräfte des Einzelnen, daß ihn die Not der Zeit nicht völlig niederziehe in die Tiefen materialistischer Selbstsucht. Aber der Idealismus des Einzelmenschen, der schon in den Jahren vor dem Kriege überall in deutschen Landen neue Knospen trieb, darf uns jetzt nicht mehr genügen. Nationalgeist wird uns not tun, Nationalbewußtsein, nationaler Wille. Den Satz: der Staat das sind wir selbst, wir alle! den wird uns Deutsche die harte Erfahrung des Tages lehren. Den anderen Satz, daß, um frei, um stark, um fruchtbar zu werden, wir Einzelne uns nicht Selbstziel, gewiß nicht einziges Ziel sein dürfen, daß wir für unser Volk und Vaterland leben und sorgen sollen, zu dem werden wir uns selbst erziehen müssen. Dies ist die politische Erziehung, deren wir alle noch bedürfen, die wir vor allen jedoch unserer künftigen deutschen Jugend schuldig sind. Dies ist die Arbeit, der Wilhelm Ohrs Leben in Schrift und Rede, in jedem Gedanken und jedem Atemzug gewidmet war. Von ihr erzählen die Blätter des Gedenkens, die hier niedergelegt sind, ihr wollen sie in die Zukunft hinein zu dienen suchen.

Wilhelm Cohnstaedt.

Die Gedächtnisrede

gehalten am 24. September 1916 in Frankfurt a. M.

Geehrte Versammlung! Es mögen in uns für einen Augenblick Zweifel erwachen, ob wir das Recht besitzen, unter den unzähligen Volksgenossen, die draußen auf ferner Walstatt ihr teures Leben geopfert haben, gerade unsern Freund herauszuheben, um ihm diese Gedächtnisfeier zu widmen. Denn es ist die Zeit des großen Sterbens, wie es die Menschheit noch niemals heimgesucht hat, wie es auch das verwegenste Träumen im Anfang des Krieges nicht ahnte. Ist es nicht ungerecht gegen alle die Edlen, Tapferen, die in diesen heißen Kämpfen bluten und fallen, wenn wir nur *ihn* nennen, gerade *ihm* unsere Klage nachsenden, sein Bild uns wieder vor Augen stellen? Allein wir haben eben *ihn* geliebt, sein Menschentum hat uns gefesselt. Wir fühlen uns ihm über den Tod hinaus verbunden. Wir können bei diesem Schicksal nicht schweigsam sein. *Wilhelm Ohr gefallen!* Wie hat uns diese Kunde erschüttert! Nach dem ersten Schlage haben wir das Bedürfnis, uns auszusprechen. Aus gar verschiedenen Kreisen, die sich sonst wohl kaum berühren, haben wir uns an dieser Stelle zusammengefunden. Wir gönnen jeder Familie und Freundschaft, der ein Lieber entrissen wurde, ihren eigenen Schmerz. Wir wollen keinen Vorzug für unseren Helden. Wir gehorchen nur dem unwiderstehlichen Hang des Herzens, von unserem Freunde zu sprechen.

Und doch! Kaum wäre wohl diese Versammlung aus so mannigfachen Lebenskreisen zusammengetreten — und gar viele weilen in der Ferne im Geiste bei uns — wenn Wilhelm Ohr nicht eine eigenartige Stellung im Leben besessen hätte, die ihre Wirkung nach verschiedenen Richtungen ausstrahlen mußte, um jetzt nach dem Tode des Teuren so weit Geschiedene zu dem gleichen Gedenken zusammenzuführen. Und so bedeutet denn diese Feier wider

unseren Willen — denn wir suchen hier nur unseren Freund — doch etwas mehr als ein rein persönliches Gedenken, etwas mehr als einen rein menschlichen Freundesdienst. Furchtbar wütet der Krieg gerade unter den geistigen Männern und Jünglingen, die das künftige Deutschland gestalten sollten. Wieviel von diesen hochstrebenden, hoffnungbeschwingten Geistern, die so voll von Entwürfen waren, deckt schon die ferne, kalte Erde! Da gilt es zu retten, was noch zu retten ist. Auch ihre Entwürfe und Wünsche, ihre Ahnungen und Versuche können zünden, ihre abgebrochenen Werke können die kommende Jugend wecken. Wir müssen gleichsam die Gräber aufscharren, um dem grausamen Tode doch noch einen letzten Rest des Lebens abzutrotzen. Mögen andere unserem Beispiele folgen und ihre gefallenen Helden dem Leben zurückgewinnen. Denn lebendig ist, was wirkt, was Leben zeugt, mag es selbst unsichtbar in finsterer Erde gebettet sein. Wir erfüllen eine heilige Pflicht, wenn wir die unvollkommen gebliebenen Werke der jungen Krieger betrachten, die nur angedeuteten Linien ihrer unfertigen Schöpfungen weiter zu ziehen suchen. So werden die Gefallenen zu stummen und doch beredten, zeugniskräftigen Wegweisern der Zukunft. Denn in dem jugendlichen Streben ist immer schon die spätere Vollendung wenigstens in der Anlage, im Entwurfe vorgebildet, leise ausgesprochen, hörbar aber für den, der auch zarte Regungen der Menschenseele zu deuten weiß. Zu diesen Lehrreichen der Jugend zählt Wilhelm Ohr.

Was war er? Was wollte er? So schlicht er sich gab, so schlicht er im tiefsten Grunde auch war, er war doch nicht leicht zu kennen. Schon die Mannigfaltigkeit seiner nahen und fernen Beziehungen bezeugt die eigentümlich verschlungene Welt seines inneren und äußeren Lebens, das dem Betrachter ein nicht ganz leichtes Rätsel zu raten gibt. So mag es auf manchen wohl auch befremdlich wirken, daß die Veranstalter dieser Feier gerade mich mit der Aufgabe betraut haben, zur Erinnerung sein Bild zu zeichnen, und noch mehr, daß ich diese Aufgabe auch übernommen habe. Es gewinnt wohl den Anschein, als hätten der Dahingegangene und ich nichts miteinander zu schaffen, da eine gemeinschaftliche Arbeit nach außen kaum zu Tage trat. Aber die Verbindungen, die sichtbar werden, sind nicht immer die nächsten und stärksten. Es drängt mich heute, von dem

Geist unseres gefallenen Freundes zu zeugen, den Versuch zu machen, sein verschwiegenes Wesen aufzuschließen, die auseinanderlaufenden Fäden seines Wirkens zusammenzufügen. Und wenn es vorwiegend erst die letzten Jahre gewesen sind, da unsere Wege sich fanden, so, dünkt mich, ist es der rückschauende Blick, der gerade aus seinem letzten Sehnen und Streben die innere Kraftquelle, den bestimmenden Gehalt seines Wesens zu erfassen vermag.

Wer war Wilhelm Ohr? Ich glaube, daß wir uns dem Kern seines Wesens am besten nähern, wenn wir mit weiten Schritten dem Stufengang seines Lebens folgen. Von Vaters Seite her aus einer pfälzischen Familie, von Mutterseite her aus Frankfurt stammend, wo seine mütterliche Familie alteingesessen war — sein Großvater hat das Amt eines Senators bekleidet und von den Geschlechterbildern *), die hier von den Wänden auf uns niederschauen, mögen manche Gestalten zu seinen Vorfahren zählen — mit dieser westdeutschen Herkunft hat er zufällig in Wien am 23. September 1877 — gestern war sein Geburtstag — das Licht der Welt erblickt, wo sein Vater zu geschäftlichen Zwecken weilte. Der Vater wurde in seinen Unternehmungen nicht vom Glücke begünstigt und als unser Freund 8 Jahre alt war, kehrte die Familie in das heimatliche Frankfurt zurück, wo der Knabe seine weitere Jugend verlebte und seine Ausbildung genoß. So ist er ein Frankfurter Kind geworden, nach Frankfurt hat ihn sein Lebensweg zurückgeführt. So hat er den kurzen Ring seines Lebens geschlossen, und so rechtfertigt es sich wohl, daß wir gerade in dieser Stadt, an dieser ehrwürdigen Stätte heute seiner gedenken. Er genoß zunächst Realschulbildung, vermutlich um zu einem praktischen Berufe vorbereitet zu werden. Aber in den Jahren, da der Knabe zum Jüngling reift, bemächtigte sich seiner ein unwiderstehlicher Selbständigkeitsdrang, um dieselbe Zeit, da er seinen Vater verlor, ein Selbständigkeitsdrang, der so oft die jugendlichen Stürmer mit ihrer nächsten Umgebung in Zwiespalt bringt. Diese bitteren, schmerzvollen Gegensätze sind auch ihm nicht erspart geblieben. Früh hat sich auf seine Jugend ein schwerer Ernst gelegt. Er hat dem Leben, den Verhältnissen seine Persön-

---

*) Die Feier fand in der „Geschlechterstube" des alten Rathauses statt.

lichkeit, den Glauben an seine Bestimmung abringen müssen, und bei ihm nahmen diese Gegensätze eine tragische Härte an, die für ein jugendliches Gemüt ein grausames Schicksal bedeutete. Das drängte ihn tief nach innen, in sich selbst hinein. Es scheint zwar, daß diese inneren Kämpfe sein freimütiges Wesen nach außen nicht beeinträchtigt haben. Wenigstens im späteren Leben war dies der ausgesprochene Wesenszug unseres Freundes: nach außen war er heiter und offen, sonnig und klar, bestimmt und gerade. Etwas bestrickend Jugendliches, Frohes und Kühnes, kurz etwas Sieghaftes lag über ihm, sprach sich in Gebärden und Worten aus. Er war scheinbar der Offenste und war doch zugleich der Verschwiegenste; denn in tiefer, einsamer Stille rang er mit den schwersten Fragen, rang sein Leben lang mit inbrünstiger Kraft, und manche düstere Schatten des Zweifels, des Widerspruchs sind in sein Inneres gefallen. Von einem schmerzvollen Untergrunde hob sich seine glückhafte, belebende Wirkung ab. Weil er selber litt, schmerzvolle Erfahrungen hatte, deshalb konnte er besonders auf die mitstrebende und nachstrebende Jugend so wärmend und stärkend einwirken. Er fühlte mit ihr. Ich vermute, daß zu dieser eigentümlichen Doppelheit seines Wesens der Grund gelegt wurde schon durch die Erfahrungen der frühesten Jugend.

Er ging zu der humanistischen Bildung über. Er hat die letzte Zeit des Schulbesuchs außerhalb seines Elternhauses verbracht; eine Zeitlang lebte er in dem Hause des bekannten Theologen Professor Rade, wo die reichsten Eindrücke auf ihn wirkten. Es war gerade die Zeit, wo Friedrich Naumann in das öffentliche Leben eingriff und die Gemüter der Jugend zu bewegen begann. Und doch scheint's, als hätten diese Einwirkungen damals nicht unmittelbar unserm jungen Freund die Richtung gegeben. Sie blieben gleichsam für spätere Zeiten aufgespart, sie wirkten in der Stille, aber darum um so nachhaltiger fort. Vorerst war er allem politischen Leben abhold, war ganz mit sich selbst beschäftigt und tief versonnen. „Garstig" erschien ihm damals alles politische Tun. Offenbar wurde er bestärkt in dieser Neigung zur Innerlichkeit durch die nahen Beziehungen zu einer älteren, mütterlichen Freundin, einer Lehrerin, der der verschlossene Jüngling sein ganzes Vertrauen schenkte. Sie nahm es sehr ernst mit dem religiösen und sittlichen Leben.

Vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten verfolgte sie das Ideal einer harten, strengen, fast asketischen sittlichen Selbstzucht. Sie hat fortan die ganzen Jünglingsjahre unseres Freundes begleitet und fast möchte ich sagen g e leitet. Ihr Ideal aber war ganz auf das persönliche Ich gerichtet; reicher Segen, reine Liebe und Freundschaft sind auf Wilhelm Ohr von dieser eigenartigen Frau übergegangen. Aber wie immer in solchen Verhältnissen, er hat auch viel unter ihrer einseitigen Führung, unter ihren lautersten Erziehungsabsichten gelitten. Und als er selbständiger und freier wurde, den Hang zu einem selbstbewußten Leben empfand, da hat er sich auch hier wieder unter den schmerzhaftesten Kämpfen losringen müssen, um zu seinem Selbst zu gelangen, um verantwortlich das Leben in die eigene Hand zu nehmen. Treue und Freiheit, Dankbarkeit und Selbstverpflichtung, Liebe zur Vergangenheit und Erobererwille zur Zukunft haben in seiner jugendlichen Seele einen harten Strauß gekämpft. Was nur immer den jugendlichen Seelen in Zeiten des Übergangs an Leiden aufgebürdet wird, worunter noch jetzt so viele zarte Seelen keuchen und oft zusammenbrechen, das hat auch er in jungen Jahren herb erfahren. Dies aber ist: d e r K a m p f u m d i e W a h r - h e i t. In seinem späteren Leben ist wenig in Erscheinung getreten, wie sehr er mit dem religiösen Rätsel sich abgemüht hat. Und doch war er hiervon aufs tiefste erschüttert. Er hatte regen Gedankenverkehr mit verschiedenen Geistlichen. Er hatte starke dichterische Neigungen. Zwar beweisen seine dichterischen Versuche, daß er nicht zum Künstler berufen war. Sie haben alle lehrhaften Inhalt. Die dichterische Form war für ihn nur das Gefäß, in das er die wallende Gemütskraft goß, die mit den düstersten Rätseln kämpfte. Mit dieser Voraussetzung angeschaut spricht sich in diesen dichterischen Ansätzen, von denen er uns in seinem Buch „Vom Kampf der Jugend" einige Proben gegeben hat, der Ernst, die Not der einsam fragenden Seele aus, die leidenschaftlich die Wahrheit sucht. Nur dann wird man Wilhelm Ohr auch in seinem äußeren Leben verstehen lernen, wenn man diesen heißen Kampf um die Wahrheit, der in seinem Innern sich abspielte, zu würdigen weiß.

Er bezog nacheinander die Universitäten Halle, Berlin und Leipzig, um sich dem Studium der Geschichte zu widmen. Die großen weltbewegenden Taten reizten ihn und von nun

an werden wir sehen, wie sich in ihm der Zwiespalt auftat zwischen Gedanke und Tat, innerlicher Betrachtung und lebendigem Schaffen, was ihm die eigentümliche Doppelstellung im Leben gegeben hat, hin- und herschwankend zwischen Wissenschaft und Politik, in beidem zuhause und doch nicht ganz heimisch, weil er beide Lebensmächte zu verbinden versuchte. Die Geschichte bildet für ihn die Überleitung. Aus seiner einsamen Versonnenheit, seinem dichterischen Grübeln drängte es ihn hinaus und da fiel sein Blick auf die weltbewegenden Taten der großen Vergangenheit. Von hier aber riß es ihn fort zu den lebendigen Aufgaben der Gegenwart und er konnte dem Drange nicht widerstehen, mitzuhelfen, mitzubauen und mitzuschaffen an Deutschlands Zukunft. Wie hat er mit diesen widerstreitenden, schwer versöhnbaren Strebungen seines Willens sich abgemüht! Schon sein Leben auf der Hochschule ist hierfür bemerkenswert. Er hörte nicht nur geschichtliche Vorlesungen, sondern — und das ist äußerst bezeichnend — sehr zahlreiche philosophische Vorlesungen bei den ersten Meistern des philosophischen Faches, in Berlin bei Dilthey, in Leipzig bei Wundt u. a. Besonders die künstlerisch-feinfühlige, nacherlebende Auffassung der geschichtlichen Menschen und Werke, wie Dilthey sie pflegte, scheint auf ihn einen mächtigen Einfluß geübt zu haben. Ihm l e b t e die Vergangenheit und darum drängte ihn die Vergangenheit selbst unmittelbar wieder in das schaffende, brausende Leben des Tages. In dieser Zeit war es, als er besonders in strengen Sonetten seine religiösen und sittlichen Zweifel, Ahnungen, Ängste, Hoffnungen zu gestalten versuchte. Aber schon hatte ihn der wilde Strom des Lebens erfaßt und wie es seine Natur war und blieb, er griff die Aufgabe der Tat am Nächsten an, bei den Bedürfnissen, die sich seinem scharfen Blick unmittelbar aufdrängten. Dies war an der Hochschule — die Studentenschaft.

Alle Wandlungen des deutschen Geistes und Staates werfen ihre Wellen in das akademische Leben. Von allen Wendungen in unserm Volksgeist ist stets die Jugend an unsern Hochschulen zuerst und leidenschaftlich ergriffen worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seit gewisser Zeit unser Volkstum fast nach allen Seiten seines reichgegliederten Lebens in Gärung geraten ist. Seit geraumer Zeit vor dem Kriege bemächtigte sich unser zunächst nur eine

unklare Stimmung, eine gefühlsmäßige Ahnung, daß es anders werden müsse, daß ein Umschwung in allen unseren Anschauungen und Zielen geschehen müsse. Ich erinnere im politischen Leben an das Auftreten von Friedrich Naumann, erinnere an die weit reichenden Wirkungen, die sich an den Namen Nietzsches knüpfen, weise auf die leidenschaftlichen Kämpfe hin, die in den Kirchen die Geister beschäftigt haben, auf die Bemühungen um eine Wiedergeburt der Dichtung und was es an Erscheinungen dieser Art mehr gibt. Die Festigkeit und Stetigkeit unseres Lebens schien plötzlich aus der Erstarrung in Fluß zu geraten. Für die Aufnahme und Verarbeitung dieser neuen Kräfte und Aufgaben schienen die bisherigen Sitten und Formen des studentischen Lebens nicht mehr befähigt zu sein. So entstand die Bewegung der freien Studentenschaft. Mit hochgespannten Erwartungen traten die jugendlichen Stürmer der Überlieferung entgegen, suchten neue Lebensformen für die studierende Jugend auszuprägen. Wieviel von diesen Versuchen dauernd Bestand haben wird, sich in neue Überlieferungen umwandeln wird, darüber können wir hier hinweggehen. Der Geist wenigstens dieser neuen Bewegung, die Antriebe, die sie nährten, haben sich mehr oder weniger schon jetzt fast auf das ganze Studententum ausgedehnt; ein neuer Geist beginnt allenthalben einzuziehen. Unter den Vorkämpfern dieser Bestrebungen war Wilhelm Ohr. Aus der tiefsten Stille und einsamen Arbeit fand er sich plötzlich in einem geräuschvollen Treiben, Kämpfe herüber und hinüber erhitzten die Köpfe und Herzen. Wie immer in solchen Fällen waren es ganz wenige, besonders lebhaft ergriffene Geister, die die Führung besaßen. Sie schlossen sich eng aneinander. Eifrige Besprechungen über alle Grundfragen des neuen Lebens, nicht etwa nur in der akademischen Welt, sondern in unserm ganzen Volkstum zwangen zum Nachdenken, ließen neue Gedanken und Ziele erwachen. Die Ausbildung der freien, selbstverantwortlichen Persönlichkeit, die Selbsterziehung, die Erziehung zum freien, mitbestimmenden Staatsbürger, die soziale Frage, kurz die ganze deutsche Zukunft, all das wogte und wallte in den erregten Gemütern auf. Die gebundenen Formen des überlieferten akademischen Lebens schienen diese Fülle nicht mehr fassen zu können und so stand das Problem da, deutlich und klar, vor den jungen Geistern, das Problem, das seitdem in dem ganzen Lebenslauf unseres

Freundes durch alle Abschnitte seiner Entwicklung ihn nie mehr verlassen hat, das Problem der freien Gemeinschaft. In diesem Kreise war niemals der Individualismus die einzige, allbeherrschende und entscheidende Losung. Wie bindet sich der Freie, wie muß die Gemeinschaft der Freien beschaffen sein — das war es, was man mit Inbrunst suchte. Diese Blütenträume sind nicht alle gereift; aber der Weg war eingeschlagen.

Wilhelm Ohr konnte in diesen Bestrebungen seine ganze bisherige Bildung entfalten, die er durch Geschichte wie Philosophie gewonnen hatte. Wie Staat und Geist, politische Macht und Kultur sich verbinden, sich kreuzen und wieder versöhnen, sich befehden und nach Ausgleich streben, das eine als das Prinzip der Bindung und das andere als das Prinzip der Freiheit — das waren die Angelpunkte, um die sich sein Denken künftig bewegte. Recht bezeichnend promovierte er deshalb mit einer Arbeit über den karolingischen Gottesstaat. Es war dies nicht eine zufällige Wahl, wie so viele rein intellektuelle junge Gelehrte die eine Frage ebensogut wie die andere behandeln können. Sie entfloß dem innersten Quell seines Wesens, lag in der Richtung, die sein ganzes Leben beherrschen sollte, nur daß er abwechselnd bald vom Leben des Geistes, bald von der politischen Tat aus das nämliche Ziel erstrebte.

Zunächst behielt der Gelehrte die Oberhand. Um seine karolingischen Studien weiterzuführen, verbrachte er längere Zeit an dem historischen Institut in Rom. Mit seiner künstlerischen Empfänglichkeit nahm er die ganze Fülle der Eindrücke des südlichen Lebens auf. Ein großer Historikerkongreß in Rom, der in diese Zeit fiel, gab ihm tiefe und nachhaltige Anregungen; er wußte in jedem Falle zu lernen. Bereichert, mit erweitertem Gesichtskreis, aber noch durchaus nicht mit klarem Ziel kehrte er nach Deutschland zurück. Neben den wertvollen Erfahrungen, die er sammelte, neben der wissenschaftlichen Arbeit war in Rom ein schmerzensreicher, innerer Kampf um die Weltanschauung, um alle Grundlagen des Lebens einhergegangen, fiel doch auch in diese Zeit die Ablösung von seiner bisherigen Führerin, der älteren Freundin, die ihm nicht zu folgen vermochte. Zurückgekehrt habilitierte er sich für Geschichte in Tübingen. Bezeichnend ist auch hier wieder die Auswahl der Vorlesungen, die er gehalten hat, die deutlich Zeugnis ablegen von dem

Kern seiner Persönlichkeit. Er las über Geschichte der Jesuiten, Kampf zwischen Staat und Kirche im Mittelalter, württembergische Geschichte im Reformationszeitalter, Entstehung des Kirchenstaates. Man erkennt klar, überall suchte er die Stelle auf, wo Staat und Kultur, Geistesleben und politische Macht sich berühren. Ihm sollte nur kurze Zeit ruhiger Gelehrtenarbeit beschieden sein, denn kaum hatte er mit seiner Lehrtätigkeit begonnen, war kaum erst eingearbeitet im akademischen Lehrgang, da ergriff ihn der politische Sturm. Es war die Zeit der Reichstagsauflösung durch Bülow und Dernburg, als das deutsche Volk zur Entscheidung über seine koloniale Zukunft aufgerufen wurde. Wie so viele damals witterte er Morgenluft eines neuen freieren, geistig verjüngten, innerlich reicheren Deutschland. Es ging damals wirklich wie ein neuer Schwung durch weite Schichten des Volkes, als sollten wir einer freiheitlichen Entwicklung und Ausbildung unseres staatlichen Lebens entgegengehen. Es war von seiten Bülows ein ernster Versuch, unserem Volksleben eine freiheitliche Gestaltung zu geben. Er ist gescheitert. Bülow und Dernburg haben beide alsbald den Schauplatz ihres Wirkens wieder verlassen müssen. Von dem jetzigen Reichskanzler ist uns von neuem seit Ausbruch des großen Weltkrieges die „Neuorientierung" unseres staatlichen Lebens verheißen worden *). Wer wollte zweifeln, daß er es redlich meint. An uns wird es liegen — und unser Freund hat mit der ganzen Glut seiner begeisterungsfähigen Seele von dieser Hoffnung gezehrt — nach dem Kriege ein neues, freieres Deutschland erstehen zu lassen, das er schon in seiner Jugend erträumt, das vorzubereiten er die beste Kraft seiner Jugend geopfert hat.

Es ist das Los aller Erstlinge, daß sie geopfert werden. Ich meine in diesem Zusammenhange nicht den Tod fürs Vaterland, den Wilhelm Ohr mit so unendlich Vielen gemeinsam gestorben ist. Ich meine hiermit die beste Kraft seiner Jugend, die er mit verzehrender Hingabe auf dem dornigen Kampffelde des politischen Lebens seinen höchsten Idealen lächelnd geweiht hat. Er wurde aus seiner Bahn gerissen; verführerisch wirkte das Vorbild Naumanns. Aus dem Reich des Gedankens tat er den verhängnisvollen Schritt in das Reich der lebendigen Tat, ohne doch — und

*) Die Rede wurde im Herbst 1916 gehalten.

darin lag das Tragische seines Lebensganges — ohne doch völlig loszukommen von dem Gedankenreich, in dem er lebte und webte. Jetzt schien das hohe Ideal des freien Staates in greifbare Nähe gerückt. Wie sollte es ihn, der schon lange gleichsam auf der Lauer gelegen, nicht mit fortreißen, an diesem großen Werke der Befreiung des deutschen Volkes mitzuschaffen. Der gleiche Gedanke bewegte damals viele, besonders im südlichen Deutschland. Die Erinnerung ward wieder wach an die große Zeit der liberalen Bewegung, als der Liberalismus noch nicht parteimäßig gebunden, auch nicht parteimäßig zersplittert, als einheitliche Macht des Geistes und Willens Träger des nationalen Gedankens des deutschen Volkes gewesen war. Die Erinnerung an den Nationalverein wurde lebendig. Durch eine Zusammenfassung der liberalen Geisteskräfte über die engen Parteischranken hinweg, meinte man, nach langer Stauung und Stockung in einem neuen kräftigen Anlauf und Aufschwung lange Versäumtes wieder einzubringen. Diese Anregung ging von Bayern aus und führte zur Gründung des Nationalvereins für das liberale Deutschland. Dieser Bewegung schloß Wilhelm Ohr sich an. Ihr stellte er seine Kräfte in Dienst. Zu diesem Zweck siedelte er nach München über. In diesen bewegten Zeiten gründete er auch einen Hausstand und seine Gattin ist ihm in allen ferneren Kämpfen, Mühen und Sorgen eine treue Gefährtin und Mitarbeiterin geworden und geblieben.

Es ist schwer, von Dr. Ohrs Tätigkeit, nachdem er sich vorläufig von der wissenschaftlichen Laufbahn zurückgezogen hatte, eine klare Vorstellung zu geben. Die großen Erwartungen, die man zunächst an die neue Gründung geknüpft hatte, erfüllten sich nicht. Eine über das ganze Deutschland, über die Parteiunterschiede hinweggehende allgemeine liberale Organisation gelang nicht zu schaffen. Aber es wäre unbillig, die Schuld hieran unserem Freunde zuzumessen. Übermächtig waren die allgemeinen Hemmnisse der politischen Wirklichkeit. Wir alle wissen, wie jäh der Traum, den viele damals geträumt hatten, daß ein neues, schöpferisches Zeitalter heraufziehen werde, wie jäh dieser Traum zerflatterte. Wilhelm Ohr begriff, daß eine bescheidenere Aufgabe zu lösen sei. Er sagt an einer Stelle: „Säen müssen wir, säen! Nicht immer ernten wollen, nicht immer nach Erfolgen jammern, wo keine Erfolge sein können. Politik

treiben heißt Erziehungsarbeit leisten. Du hast nur zwei Wege: entweder eine ehrliche, dienende, selbstlose Aufklärungsarbeit im Volke zu leisten, eine Aufgabe, die nichts beschönigt und nichts verschweigt, oder hinabzusteigen in die Sphäre der Lüge und der Gewalt und auch ein Klopffechter zu werden wie tausend andere. Deine Gedanken mußt du so ausbreiten im Volk, daß die Jugend sie in zehn Jahren unbewußt ausspricht, wenn sie auf gemeinsamen Spaziergängen erhitzten Gemüts vom Vaterland redet. Säet, Säet, Säet! und denkt der Ernte nicht nach."

Dies war seine Losung, die er mit Bewußtsein ergriff, die er allen Einwänden zum Trotz im Auge behielt. Drum ging er zum schlichten Volke und ging zur Jugend. Unermüdlich war er unterwegs in Stadt und Land, den Glauben an die Macht des liberalen Gedankens zu wecken. Und was war ihm dieser Gedanke? Keine enge Parteischablone, etwas ewig Menschliches, Großes, das er an die erhabensten Namen der Geschichte anknüpfte: der Wille zur sittlichen Selbstbestimmung. Die großen Religionsstifter und Denker waren ihm die Vorläufer dieses Gedankens. Über Humanismus, Aufklärung und die Philosophie des deutschen Idealismus hinweg führte er diese Linie zu dem nationalen Freiheitswillen des deutschen Staates. Den Geist Fichtes suchte er wieder lebendig zu machen. Er ruft aus: „Wenn nur eines immer klarer wird im Kampfe der Gegenwart: daß hinter dem Ringen um den materiellen Vorteil, hinter Zoll-, Steuer- und Lohnfrage bei allen Menschen die Frage der Weltanschauung steckt. Man sagt zwar immer, daß heutzutage ‚die Magenfrage das allein maßgebende' sei, daß ‚Hunger' und ‚Liebe' die allmächtigen Hebel im Wunderwerk des Menschenkampfes seien und wenn man Zeitungen liest und in Volksversammlungen geht, so sieht es auch oft so aus. Und doch steckt hinter allem der Streit der Weltauffassungen." Mit höchster Leidenschaft bekämpfte er den so oft behaupteten Gegensatz von Politik und Moral. Er sagt: „Es kann nicht die Rede davon sein, daß Politik und Moral auseinanderliegende Dinge sind. Die Politik ist vielmehr die auf das soziale Leben angewandte Moral, die höchste und schönste Betätigung ethisch gerichteter Menschen. Wir können ja doch nichts besseres anfangen mit unserem armen Leben als es einsetzen für die Höherentwicklung unseres Geschlechts." Nach diesen Grundsätzen hat

er gelebt und gearbeitet. Gewiß hat er damit den „praktischen“ Politikern der Partei manche Enttäuschung bereitet, hat wohl bisweilen auch durch sein „idealistisches“ Streben ihre Kreise gestört. Aber Samen hat er ausgestreut. Die Jugend war um ihn. Dies ist das Eigentümliche an Wilhelm Ohr: seine Persönlichkeit war sehr viel mehr als sein Werk. In seiner Persönlichkeit sammelte er wie in einem Brennpunkt die Strahlen, die aus den verschiedensten Sphären des Geistes zusammenliefen und die er wieder von sich in die Weite sich ausbreiten ließ, um Glaube und Leben zu wecken. Durch lebendige Wirkung, im Gespräch, in der Debatte, im kleineren und größeren Kreise, überall war er tätig, um unerschöpfliche Anregungen auszustreuen. Er sprach in politischen Versammlungen über Dinge, über die die Berufspolitiker sonst niemals zu sprechen pflegen, immer über die Gebiete, wo Staat und inneres Leben, Politik und Religion, Politik und Sittlichkeit sich begegnen. Wenig, sehr wenig hat er in der drängenden Hast dieser Erzieherarbeit niedergeschrieben. Mit sprudelnder Improvisation, markig und kernig, frisch und immer hoffend hat er diese Gedanken ausgesät. Und wenn ich vorher vom Volk, von der Jugend gesprochen habe, die er suchte, so möchte ich auch hier der Frauenwelt nicht vergessen, die er mit der gleichen Gesinnung erfüllen wollte. Denn er wußte, sie erziehen das kommende Geschlecht, und die Zukunft galt ihm alles, die unmittelbare Gegenwart nichts. Säen, säen, säen, das blieb sein Leitgedanke.

Zur Befruchtung des liberalen Gedankens der Gegenwart gab er mit dem Kreise seiner jüngeren Freunde eine umfangreiche Reihe alter Dokumente des Liberalismus aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts heraus, Parlamentsreden und Schriften. Die G e s c h i c h t e sollte dem Liberalismus seine Befreiung werden aus kleinlicher Enge, Dürftigkeit und Zersplitterung. In zahlreichen deutschen Städten hielt er politische Ausbildungskurse, in denen er methodisch und sorgfältig die Grundsätze seiner politischen Weltanschauung weiter zu tragen suchte. Viel Dankbarkeit persönlicher Art hat er hierbei geerntet. Aber der große, durchschlagende, bezwingende Erfolg blieb ihm versagt; denn wir wissen es alle sehr wohl, vor dem Kriege war die überwältigende Mehrheit in unserem Volke allzusehr dem Erdgeist verfallen, dem Erdgeist des Nutzens. Er blieb ein

Prediger in der Wüste; aber gerade diese Sonderstellung drängte die einzelnen, die er gefunden, nur immer näher an ihn heran. Wie vielen ist er persönlicher Führer geworden, wie vielen, die heute seiner trauernd gedenken, hat er mit Rat und Tat die Wege geebnet. Es war in ihm, fast möchte man sagen, eine schrankenlose Menschenliebe, ein überströmender Freundschaftswille, der nicht ängstlich prüfte und wägte, der fast wahllos schenkte. „Schenkende Tugend" — eines der schönsten Worte Nietzsches! — hat er verschwenderisch ausgeübt.

Aber er prüfte sich selbst, er fragte nach dem Grunde, weshalb zuletzt doch all diese tausendfache Mühe vergeblich schien, weshalb der Strom seines Wirkens nicht mächtig anschwoll. Und er meinte, er müsse noch tiefer hinabsteigen in die praktische Politik, dann allein könne seine Stimme Gewicht erhalten. Er trat als Kandidat für den Reichstag auf. Er hat in seinem Wahlkreise in Mitteldeutschland mit unvergleichlichem Fleiß gewirkt und geworben. Aber wieder ward ihm ein Mißerfolg beschieden, wie es bei der ganzen Lage der Dinge begreiflich war.

Aber dieser Mißerfolg brachte die Wendung. Er veranlaßte ihn, rückschauend sein ganzes Wollen und Schaffen noch einmal zu überdenken. Es kam eine Zeit langsamer Ablösung von seinem praktischen Schaffen, die Rückkehr zur Wissenschaft. Er hatte diese Fäden niemals völlig abreißen lassen.

Von seiner Tübinger Zeit her hatte er im Auftrage der württembergischen Kommissionen für Landesgeschichte die Herausgabe der württembergischen Landtagsakten in Arbeit. In diese Arbeit hinein fiel sein Übergang in das politische Leben. Er nahm die unvollendete Aufgabe mit nach München. Mit vielerlei Störungen und Unterbrechungen hat er trotz aller Unrast und Ablenkung das begonnene Werk doch zu Ende geführt. Immer wieder ist er zu seinem geschichtlichen Studium — und waren es nur flüchtige, abgegeizte Stunden— zurückgekehrt. Mit einem Male gewann die wissenschaftliche Welt für ihn wieder Farbe und Leben. Erziehungsarbeit wollte er leisten. War aber dann nicht die Universität, die er einst verlassen hatte, das für ihn sehr viel wirksamere, fruchtbarere Arbeitsfeld? Wenn er immer wieder ausrief, daß die Aufgabe der Zeit säen und nichts als säen sei — wo konnte er diese geistige Saat besser

ausstreuen als an der Hochschule? Sein Blick fiel auf die eben in der Bildung begriffene Universität Frankfurt a. M. Und es ist der hiesigen Hochschule hoher Dank zu wissen, daß sie sich nicht durch seine praktische Tätigkeit, die ja im Grunde genommen doch immer eine geistig-erzieherische gewesen war, hat abhalten lassen, ihm von neuem das Tor zur Wissenschaft zu öffnen. Ich glaube bestimmt, wenn das Schicksal ihn nicht so jäh um den Ausbau und die Vollendung seines Lebens gekürzt hätte, er wäre zu einer segensvollen Wirksamkeit als akademischer Lehrer emporgestiegen. Er hatte im Leben g e l e r n t. Seine heißblütige Jugend, die ihn einst in den wilden Kampf des Tages stürzte, hatte er überwunden. Er wäre zu einem Ausgleich seiner theoretischen Bedürfnisse und seiner praktischen Ideale gelangt. Er erklärt: „Wie vollendet dumm ist doch der Satz, das mag theoretisch richtig sein, praktisch ist es falsch. Entweder muß die Theorie als falsch erkannt und demnach geändert werden oder die Praxis muß sich ihr beugen. Eine doppelte Wahrheit kann es im öffentlichen Leben so wenig geben wie im Leben des Geistes." Dies ist aus seiner innersten Natur gesprochen. In diesem Glauben an die tiefste Einheit des Lebens, des Lebens des Geistes und der Gestaltung der Tat liegt sein Schicksal beschlossen, mit all seinen Freuden und Leiden. —

Und er ging noch einen Schritt weiter und damit kommen wir zu dem letzten Weg, den er betreten hat, zu einem Gebiet, worüber sich nur mit keuscher Zurückhaltung reden läßt; denn es betrifft die geheimste Kammer des Herzens: die Religion. Schon eingangs sagte ich, bei aller freimütigen Offenheit, mit der unser Freund sich zu geben schien, die ihm die Herzen im Fluge eroberte, war er doch, was den tiefsten Kern seines Wesens belangt, sehr verschlossen; denn er war keusch. Sein letztes Geheimnis hielt er sorgfältig verborgen. Um dieses Heiligtum zog er eine hohe Mauer, um hinter ihr wie hinter einer unübersteigbaren Burg zu wohnen. Alte Erinnerungen aus frühester Kindheit, aus seinen innerlich kampfreichen Jünglingsjahren steigen aus der Tiefe empor. Seine besondere Wissenschaft, seine praktische Wirksamkeit hatten wohl zeitweise diese letzten Nöte verdecken und übertönen können. Aber dies ist ja das Zeichen der wirklich reichen und echten Menschen, sie können sich niemals wirklich verlieren, können sich niemals aufzehren lassen von e i n e r

Seite ihres Wesens und Strebens. Ganze sind sie von Urbeginn, Ganze müssen sie werden, sich in ihrer Ganzheit entfalten. Weder seine Wissenschaft noch sein praktisches Schaffen hatte er wahllos, zufällig geübt. Immer aus dem Ganzen heraus, aus einer Weltanschauung suchte er beides zu begreifen und zu meistern. Aber jene staatliche Weltanschauung, die er in der geschichtlichen Betrachtung, im politischen Schaffen der Gegenwart anstrebte, mußte sie nicht in einer allgemeinen, allumspannenden Weltanschauung des Ewigen wurzeln, mußte sie nicht aus der Religion entsprießen? Auch hier waltete eine tiefe, innere Notwendigkeit, ein unerbittliches Muß, das ihn über die bisherigen Grenzen hinweg in ein weiteres Reich des Geistes hinüberführte. Schwer wird es mir an dieser Stelle weiter zu reden. Muß ich nicht die Keuschheit, mit der er selbst diese letzten Angelegenheiten des Herzens umgab, auch hier wahren? Und doch, darf ich hier schweigen? Die erhabene Macht des Todes löst die Zunge von der Pflicht der Verschwiegenheit gegenüber dem innersten Erleben des Freundes. Wir wollen den Entschwundenen noch einmal haben, so müssen wir auch den Schlüssel zu dem verborgenen Schrein seines Innern brauchen und öffnen. Er wird's verzeihen!

Der rastlos wühlende Drang seines Strebens hatte ihn auf das religiöse Geheimnis hingelenkt. Aber wie bei allen gemütstiefen Menschen: das Sachliche muß sich mit dem Persönlichen treffen, äußere Notwendigkeiten müssen sich mit einem inneren Schicksal verknüpfen, um die Seele ganz zu befreien. Seiner glücklichen Ehe waren mehrere Söhne entsprossen. Eines der Kinder starb. Ganz wenige Freunde umstanden wir mit ihm das kleine Grab. Auf seinen Wunsch sprach ich wenige, karge Worte. Aber wie es mit der geheimnisvollen Wirkung der Sprache ist, Worte, die an Tausenden gleichgültig vorübergehen, schlichte Worte, die wenig bedeuten wollen, im rechten Augenblick, zur rechten Stelle, an die rechten Menschen gerichtet, brechen plötzlich Felsen auf. Seitdem hatten wir uns gefunden. Mächtig und groß stand vor ihm das Rätsel des Todes. Und hat sich nicht an dem Rätsel des Todes bisher jede Religion entzündet? Ist es nicht zugleich auch das Rätsel des Lebens? Und war nicht Leben schaffen der glühende Wunsch seines Herzens? Eine Religion des Lebens — die den Tod besiegt — das war fortan sein Wille und seine Hoffnung.

Er aber wußte, daß die Wahrheit ewig ist, daß sie nicht aus dem grübelnden Sinnen eines einzelnen und sei sein Geist noch so tief, seine Vernunft noch so hell, entspringt. Auch von der religiösen Wahrheit muß die Geschichte zeugen. Und wenn er sein staatliches Denken und Wollen an die Schöpfungen der großen deutschen Geister unserer klassischen Zeit anschloß, aus diesen Gedanken den Maßstab für das eigene geschichtliche und staatliche Urteil zu gewinnen versuchte, sollte er nicht bei den nämlichen Quellen des Geistes auch nach der religiösen Wahrheit forschen? Hier war doch die letzte große Blüte des menschlichen Geistes aufgesprungen und unser Freund war nie dem Hochmut vieler aus der heutigen Jugend verfallen, die da häufig meint, gleichsam aus dem Nichts, aus ihrem eigenen losgelösten Selbst die höchsten Werte schaffen zu können. Er setzte sich demütig zu den Füßen der Meister. Aber auch darin bewährte sich wieder ganz unser Freund: um zum Kerne vorzudringen, fragte er sich: Wie betätigten denn unsere geistigen Meister und Führer praktisch ihre Religion? Religion, das wußte er, kann nicht der einsame Gedanke eines einsamen Denkers sein, Religion ist etwas Soziales, Menschenverbindendes, Menschenverbrüderndes. Die religiöse Wahrheit ist niemals in den kalten Gedanken einzufangen, sie entschlüpft jedem Begriff. Die religiöse Wahrheit läßt sich nur im Bilde, im Symbol ergreifen. Die Gleichnissprache ist die Ursprache der Menschheit. Wie will man denn anders, um wahrhaft zu bleiben, um sich nicht mit dem unerbittlichen wissenschaftlichen Gewissen in Widerspruch zu setzen, von der Ewigkeit anders als im Gleichnis sprechen?

Kurz, er wurde auf die seltsame, von der bisherigen Geschichtsbetrachtung kaum beachtete Tatsache aufmerksam, daß fast alle schöpferischen Geister unseres inneren wie unseres staatlichen Lebens, unsere großen Dichter und Denker ebenso wie unsere Heerführer und Staatsmänner aus unserer glanzvollsten Zeit fast ausnahmslos in einer festen geistigen Gemeinschaft gestanden waren. Und war die geistige Gemeinschaft, die freie Gemeinschaft nicht von jeher der eigentliche Gegenstand all seines Sehnens und Suchens gewesen? Er erkannte, daß es ein großer Irrtum ist, zu wähnen, daß unsere großen geistigen Führer nur Einzelmenschen, reine Individualisten gewesen seien, die in souveräner Ab-

geschlossenheit, in einsamer Höhe ihre unsterblichen Werke schufen. O nein, sie hatten einen starken Verbrüderungswillen, ihr ausgesprochener Individualismus und Unabhängigkeitsdrang wurde ausgeglichen und ergänzt durch einen starken sozialen Willen. Diesen sozialen Willen konnten sie freilich damals nicht oder kaum im Staate befriedigen. Was bot ihnen damals der absolute Staat? Sie konnten diese reiche Menschenliebe, diese schenkende Tugend auch nicht in der damaligen Kirche betätigen. Was bot ihnen die in den Dogmen erstarrte Kirche? Diese Gefühle ließen sie ausströmen und sich betätigen in dem geschlossenen Engbunde der Freimaurerei. Die bisherige deutsche Geschichtsschreibung pflegt mit wenig Ausnahmen über diese Tatsache hinwegzugehen in der Voraussetzung, daß diese Beziehung für das Leben und Schaffen unserer großen geistigen Führer ohne Bedeutung gewesen sei, eine Seltsamkeit, mit der sie einer damals herrschenden Zeitströmung, die gekommen und wieder verlaufen sei, die sich aber nicht aus dauernden Quellen nähre, ihren Tribut hätten zollen müssen. Aber, so fragte sich unser Freund, ist es möglich, ist es nur denkbar, daß etwas, dem Männer wie Goethe und Lessing, Herder und Fichte, Friedrich der Große und Stein, Hardenberg und Blücher ihre Liebe, ihr Nachdenken und ihre Arbeit geschenkt haben, ist es möglich, daß das ein abenteuerliches Nichts gewesen sei? Diese Männer haben dort doch etwas gesucht. Und wo jene suchten, sollte nicht dort auch für uns noch etwas zu finden sein? Er klopfte als Suchender an die Pforte der Freimaurerei.

Man wird sich verwundern, daß ich von diesem Vorgang soviel Aufhebens mache. Ist das Gleiche nicht bei Tausend anderen auch geschehen? Aber dies eben ist das Merkwürdige und Kennzeichnende an allen eigenartigen Menschen, daß unter ihren Händen, in ihrem Geist auch die gleichgültigsten alltäglichsten Erscheinungen bedeutsam und merkwürdig werden. Denn nicht, was die Dinge an sich sind, macht ihren Wert. An sich sind alle Dinge bedeutungslos. Erst was wir Menschen hineinlegen, was wir Menschen aus ihnen *machen*, welchen Wert wir ihnen *verleihen*, das ist der Wert. Das *Erlebnis* ist alles. Der alltägliche und kleine Mensch hat nur kleine Erlebnisse, ihm ist alles klein. Der großzügige und reiche Mensch adelt das kleinste Erlebnis zu einem mächtigen Schicksal, das ihm die Welt

bedeutet. Wie der echte Dichter die harmlosesten Dinge durch den Zauber seiner Darstellung zu verschönern weiß — sie sind nicht schön, er macht sie schön — so gießt einen Goldglanz über das Leben, über die scheinbar unbedeutendsten Vorkommnisse der wahre Lebenskünstler, der aus der Tiefe zu leben weiß, dem alle Dinge nicht stumm sind, dem sie singen und klingen.

„Hören Sie", sagte Wilhelm Ohr zu mir, nachdem er soeben in unsere Münchener Loge aufgenommen war, „wer nicht sehr fest in seinen Nerven ist, von dem würde ich begreifen, daß er unter der Wucht dieser Eindrücke zu Boden sinkt." Gewiß, zahllose gehen durch das gleiche Erlebnis hindurch und spüren nichts. Unser Freund aber vermochte dank seiner geschichtlichen Bildung durch den Schleier der Gegenwart hindurchzuschauen. Uralte Wahrheit und Weisheit schien ihm in diesen symbolischen Handlungen aufgespart zu sein. Alle Religionen und Philosophien alter und neuer Zeit hatten unbewußt an diesem Werke einer symbolischen Deutung des Lebens und seines großen Geheimnisses geschafft und gewoben. Menschen erziehen war seine Sehnsucht gewesen, und nun glaubte er die Stätte gefunden zu haben, wo man nicht mehr auf das schwache Können des einzelnen angewiesen war, sondern mit Hilfe uralt bewährter geheimnisvoll wirkender Kräfte Menschen zu bilden weiß. Hier soll man lernen. Was lernen? Die Meisterschaft des Lebens, nichts Geringeres, nichts Größeres. Die Meisterschaft aber des Lebens gewinnt, wer den Tod besiegt. Das las er aus den Runenzeichen uralter Väter-Weisheit, er las es, was unzählige überlesen und niemals ahnen; er verstand die Stimme der Väter.

Dann kam der Krieg.

Wenn wir die gegenwärtige Jugend in ihrer geheimsten Regung schildern wollen, die eigentümliche Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hat, so ist es wohl dies: der Heißhunger nach der Tat. Es lagen hier unbefriedigte Kräfte aufgespart: das Haus der Väter war der Jugend zu eng geworden. Ein unbestimmtes Sehnen trieb sie hinaus in die Ferne und Fremde. Nur wußte sie nicht, wohin diese Kräfte lenken. Da kam furchtbar der Weltkrieg hereingebrochen. Nun war sie da, die Zeit der großen Tat. Daher das eigentümlich Befreiende, das die Seele löste, der

jauchzende Überschwang, mit dem sich unsere Jugend dem Feinde entgegenwarf. Unser Freund hat mit der ganzen begeisterungsfähigen Glut seiner Seele diese herrliche Erfüllung erlebt und mitgefühlt. Jetzt schien mit einmal leuchtende Wirklichkeit, was in seiner ganzen Jugendzeit das Ziel der heißesten Sehnsucht für eine ferne Zukunft gewesen war: jetzt auf einmal erstaunliche Gegenwart, das freie, einige Deutschland. Hier strömten auf einmal freiwillig alle Kräfte zu einem Ziel. Wer das Glück gehabt hat, in der Nähe unseres dahingeschiedenen Freundes an dieser seiner Beglückung teilzuhaben, wer den ganzen Gluthauch der Begeisterung, der von ihm ausging, gespürt hat — und er war unermeßlich tätig mitten im soldatischen Dienst, erst in der Heimat dann im Besatzungsgebiet und dann im vordersten Kampfe — ununterbrochen hat er in Briefen, kurzen Schriften, Aufsätzen über die große Zahl seiner näheren und ferneren Freunde den Reichtum seiner stürmisch bewegten Seele ausgeschüttet — wer etwas hiervon gespürt hat, der wird in alle Zukunft die Erinnerung an den Weltkrieg nur mit der Erinnerung an Wilhelm Ohr verknüpfen können. Gerade in dieser entscheidenden Zeit bewährte sich, was ich schon früher erwähnte, daß er als Mensch, als Person viel reicher war als es in seinen gestalteten Leistungen nach außen zutage trat. Hier gab er noch alles von sich, kurz vor dem Ende, in verschwenderischer Überschwänglichkeit.

Und doch hat er selbst in dieser wilden sturmbewegten Zeit sich nicht nur verausgabt mit persönlichen Gaben. Wir erkennen wieder den ganzen Ohr. Er schritt unmittelbar zur Tat; er wollte die ungeheure innere Bewegung bei ihm selbst und seiner Umgebung in Formen fassen, ihr ein Gefäß beschaffen, in dem sie schäumen und brausen konnte. Das innere Leben in sichtbare, wirksame Formen bannen, die hohe Woge des aufgepeitschten Gemüts sich nicht verlaufen lassen, sondern auffangen in einen Körper und Leib — das war sein Sinnen. Er hat in diesem Kriege die erste Feldloge gegründet. Seinem Beispiele sind dann andere Feldlogen gefolgt, in West und Ost. Er erinnerte sich der Feldlogen der Freiheitskriege, in denen auf so eigentümliche Art die seelenvolle Tiefe des damaligen Geisteslebens in Deutschland sich mit dem hingebenden Vaterlandswillen verband, erinnerte sich, wie Blücher, bevor er

in die Schlacht ging, in der Loge Stärkung suchte. Man versteht die Begeisterung der Freiheitskriege nicht, wenn man nicht die damaligen Logen als die Träger, die organisatorischen Stätten der Wiedergeburt des deutschen Volkes, vornehmlich in seinen führenden Schichten, begreift. Die späteren Kriege waren zu schnell, zu überwältigend siegreich verlaufen, als daß die Sieger Zeit gefunden hätten, die Errichtung von Feldlogen wieder aufleben zu lassen. Aber dieser lange Krieg — mußte er es nicht geradezu herausfordern, Einrichtungen zu schaffen, um die hohe Stimmung des Anfangs festzuhalten, aus der geweihten Stimmung klare Gedanken, bewußten Willen zu bilden? Zu diesem Zweck hat Wilhelm Ohr seine Feldloge gegründet. Und nicht minder begeisterungsfähige, feurige Mitarbeiter und Freunde hat er in dieser Loge vereinigt. Wie hat er mit ihnen gearbeitet! Die vereinigten Brüder haben sich nicht romantisch in die Stimmung der Vorfahren vor hundert Jahren zurückversetzt, haben nicht in Träumen geschwelgt. Männlich und fest haben sie das unmittelbar Gegebene, das heute Aufgegebene in Angriff genommen, durchforscht und klargestellt. Denn nicht nur das dumpfe Erlebnis haben, das Erlebnis verstehen und aus dem Erlebnis einen Willen zeugen, das ist der Geist von Wilhelm Ohr, der Geist, der bei seinen Genossen und Brüdern Widerhall fand. Da war zunächst die Auseinandersetzung mit dem französischen und weiterhin mit dem romanischen Maurertum, die ganze Frage der Internationalität und der Nationalität der Freimaurerei, aber weit darüber hinaus die Frage des ganzen Volkstums, die Sendung des deutschen Geistes in der Geschichte, in der Gegenwart und der Zukunft — dies und viel anderes mehr hat unter dem Schlachtendonner die Brüder beschäftigt. Ein wunderbarer Anblick, so unmittelbar hinter der Kampflinie die deutschen Krieger sich in die schwersten Geheimnisse des Völkerlebens versenken zu sehen. Wie unsere Erfinder mitten im Kriege die Welt mit immer neuen Entdeckungen und Schöpfungen in Staunen versetzen, so haben auch in der Stille die Männer des reinen Geistes nach den neuen Gesetzen des Völkerlebens geforscht. Zwar hiervon wird nichts gesehen, geistige Werte offenbaren sich nicht dem Blick der Zeit, bis eine ferne Zukunft ihre Aussaat reifen läßt. Säen, säen, säen, wir wissen, das war seine Losung. Ein geistiger Säemann

hat er auch mitten unter dem Geschützdonner seine geistigen Saaten ausgestreut.

In dem Hause und Tempel einer französischen Loge haben die feldgrauen deutschen Maurer unter der Leitung unseres Freundes ihre Arbeit geleistet. Ergreifend wirkt die Schilderung, wie die französischen Maurer den einziehenden Siegern die Schlüssel zu ihrem Heiligtum überreichten. Das hat die deutschen Maurer nicht gehindert, mit unerbittlichem Wahrheitsdrang nach dem deutschen und romanischen Geiste zu forschen und bei aller strengen Gerechtigkeitsliebe hat unser Freund mit dem gesunkenen Romanentum schwere Abrechnung gehalten. Eine Frucht dieser Arbeit ist die letzte schriftstellerische Gabe, die er uns hinterlassen hat, sein auch öffentlich erschienenes Buch über den französischen Geist und die Freimaurerei. Denn darin besteht eine wesentliche Einsicht unseres klarblickenden Freundes, daß man den Menschen am tiefsten durchschaut, nicht, wenn man ihn in der Einsamkeit, sondern in der Gemeinschaft sucht. In der Art seiner Organisation enthüllt sich der Mensch. So suchte er durch die französische Freimaurerei, deren wertvollste Quellen vor ihm lagen, die Seele des französischen Volkes zu schauen. Er faßt sein Urteil dahin zusammen: „Es liegt ein Verhängnis, fast möchte man sagen, ein Fluch auf dem französischen Volk. Unfruchtbar sind sie und haben keine größere Sehnsucht als die, zu zeugen. So wie sie in ihrem nationalen Leben, trotz völligen Stillstandes in der Bevölkerungsvermehrung, jenen gewaltigen Drang nach Ausdehnung haben, der sie nach Madagaskar und Ostindien, nach Tunis und Marokko geführt hat, obgleich kein Auswanderer aus der Heimat drängt, so glauben sie trotz des geistigen und sittlichen Stillstandes ihrer Volksentwicklung mit wahrer Inbrunst an den Weltberuf ihres Geistes. Seit vier Generationen wiederholen alle Redner und Schriftsteller den Satz, daß Frankreich an der Spitze der Zivisation steht, daß Paris das Gehirn und die Seele, die geistige Hauptstadt der Welt sei. Bis zur Betäubung ist die Predigt dieses Glaubens getrieben worden. Kein Wunder, wenn schließlich ein Hochmut und eine Eitelkeit gezüchtet wurden, die fast eine Krankheit zu nennen sind und die denen, die in der französischen Kultur jene schöne Gabe der Verfeinerung und des höheren Geschmacks lieben gelernt haben, aufrichtigen Schmerz verursachen, weil sie der Wahrheit

gegenüber einem an sich so liebenswürdigen Volke die Augen verschließen und damit nach menschlichem Ermessen jede Zukunftsentwicklung abschneiden." Und weiter ruft er aus: „Glückselige Kinder, die von der ganzen Schwere der Aufgabe nichts wissen. Es ist ja alles bereits gelöst. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit usw. — mit diesen Schlagworten kommt man durch alles durch. Und keiner von allen diesen Helden des Fortschrittes merkt, daß sie in ihren „Traditionen" völlig verstrickt und verfilzt sind, daß sie rückständig geworden sind fast auf allen Gebieten des kulturellen Lebens, daß die Weltgeschichte über sie hinweggeht und sie daliegen wie altes Eisen, das da glaubt, sein roter Rost sei flammende Glut."

Aber dieser scharfe Blick hat sich nicht nur nach Westen, nach den Feinden gewendet, er hat auch rückschauend nach der Heimat gesehen, und da er dort nicht alles so fand, wie er es wünschte, da die hohen Ideale der Väter vor hundert Jahren manchem Götzen gewichen, vielfach verblaßt sind, so hat er mit seinen unerschrockenen Kameraden auch zu seinen Brüdern in der Heimat hinüber flammende Worte geredet, die ich hier nicht erwähnen kann. Eine Stätte der Wiedergeburt und Verjüngung des deutschen Maurertums haben die hoffnungsreichen Kämpfer und Maurer in ihrer kleinen Feldbauhütte erblickt, und ich bin gewiß, der Traum ist nicht umsonst geträumt. Von dieser Arbeitsstätte in Feindesland ist ein Strahl lebendiger Kraft in die Heimat hinüber gedrungen, der weiterleuchtet.

Allein die vornehmste Aufgabe, die sie sich stellten, war nicht die Kritik, weder die Kritik nach West noch nach Ost — sich gegenseitig a u f r i c h t e n im Anblick des Todes, dem Tode das Grauen nehmen, lächelnd sterben lernen, weltüberwindend die Kraft des menschlichen Geistes bezeugen, das war ihr erhabenes Streben. Und herrliche Predigten unseres Freundes sind uns aus dieser Arbeit erhalten. Und wie vorahnend hat unser Freund bei einer feierlichen Trauerloge für die Gefallenen die Worte gesprochen, die er dann selbst mit seinem Leben bewährt und geadelt hat:

„S e l i g s i n d d i e T o t e n, die in der Feldschlacht dahingerafft sind, denn sie haben das ewige Leben des deutschen Volkes erkämpft durch das Opfer weniger Lebensjahre. S e l i g s i n d d i e j u n g e n K r i e g e r, die im Sturm der Begeisterung dahinsanken.

Sie haben das Höchste erlebt, was der Jugend beschieden werden kann, sie haben sich selbst vergessen um eines höheren Zweckes willen. Ihr Beispiel wird durch Jahrhunderte erglänzen.

Selig sind die Toten, die vom kleinen Leben hinausgerufen wurden, von Pflugschar und Ambos, von Feld und Fabrik.

Ihren Anteil am Leben hat der Tod unendlich gesteigert, denn sie haben den Flug des deutschen Geistes gehört, den die Nüchternheit des Friedens vor ihnen verbarg. Mit ihrem Tod haben sie den Geist gespeist, der ihrer Enkel Kraft sein wird.

Selig sind die Toten, die aus den Häusern des Reichtums kamen, denn sie sind frei geworden von der Knechtschaft des Genusses und haben in Entbehrung und Hingabe ein langes Leben der Gedankenlosigkeit gesühnt.

Selig sind die Toten, die aus dem Hader und Streit des öffentlichen Lebens kamen, denn sie haben die Einheit des Volkes erlebt und ihren Hochmut gedemütigt.

Selig sind die Toten, die ihre Seele an Kunst und Wissenschaft genährt haben, denn sie haben gefunden, was mehr ist als Kunst und Wissenschaft.

Selig sind die Männer, die von Weib und Kind schieden und stark geblieben sind im Tode. Sie haben erlebt, daß Ehe und Familie Symbole sind und ihre Pflichterfüllung wuchs über die stürmische Begeisterung der Jugend hinaus zum reinen Opfer an. Ihr Andenken segnet Kind und Kindeskind.

Selig sind unsere Toten alle, die fürs Vaterland starben. Was auch Kleinmut und Zweifelsucht sagen mögen: sie bilden eine starke Kette von Zeugen, die uns lehrt, daß die Gesamtheit mehr ist als der einzelne, Deutschland mehr als ich und du, die Menschheit mehr als der Mensch.

Dank sei ihnen dargebracht in dieser feierlichen Stunde, ernster, erschütterter, fruchtbringender Dank. Ihr teuren Helden, die ihr vorausgeschritten seid, euer Beispiel sei unsere Kraft!

Ihr lieben Brüder, die Ihr den furchtbaren Kampf habt ausgekämpft bis zum Ende — euer Andenken sei uns heilig!

Ihr Tapferen und Guten, die ihr hinausgehoben seid über Wunsch und Wille, euer Tod segne das deutsche Volk!"

Inzwischen hat eine feindliche Fliegerbombe das französische Logenhaus, in dem unsere Brüder gearbeitet haben, in Schutt und Asche gewandelt. Aber der deutsche Geist, der an dieser Stätte gewaltet hat, wirkt fort über Zeit und Raum. Es kann ja nicht anders sein, wir können uns dieser Zuversicht nicht entschlagen, daß soviel Jugend, Feuer, Glaube, Liebe, Arbeit unverloren sind. So grüßen wir dankbar unseren kampffrohen und tatfrohen Freund.

Nach Taten hat die deutsche Jugend gelechzt. Einen furchtbaren Blutzoll hat sie entrichten müssen in ihrem Heißhunger nach der starken Tat. Aber nur die Stärke, die sich im Opfer bewährt, fließt aus der echten Weisheit und leuchtet in Schönheit auf. Geloben wir uns: sie alle seien nicht umsonst gestorben, und dem verblichenen Freunde rufe ich im Gefühl der eigenen Verantwortung nach übers Grab: Ihr Werk, ihr Wille soll nicht mit ihnen ersterben. Ihr nun verstummtes, strenges Antlitz soll uns eine harte Mahnung sein, das zu schaffen, was sie so inbrünstig suchten und nicht mehr schauen: das herrliche, große, schöne Vaterland!

Ernst Horneffer.

Ein Gedenkblatt Naumanns

Partenkirchen, den 20. September 1916.

Wenn ich an Wilhelm Ohr denke, so sehe ich ihn vor mir, wie er im Januar 1907, als ich im Heilbronner Wahlkampfe stand, in einer langen Nacht mit mir nach Berlin fuhr. Er trug mir, da ich etwa 15 Jahre älter sein mochte und schon einige politische Lebenserfahrungen hinter mir hatte, seinen Lebensplan vor, die Aussichten auf eine Universitätsstellung in Tübingen zu verlassen und von München aus eine allgemeine liberale Jugendbewegung zu organisieren, nachdem dort Ansätze zu einer solchen vorhanden seien. Wenn er mir schon vorher nicht unbekannt war, so wurde doch erst durch diese Nacht sein eigentliches Leben mir offenbar, und wir sind von da an in Freundschaft geblieben bis an seinen Tod und darüber hinaus.

Er hatte eine leichte und gewinnende Art, auch schwere Dinge freundlich vorzubringen, und war geschickt, die Interessen seiner Zuhörer zu beachten. So sagte er mir, daß beim Aufhören des nationalsozialen Vereins im Jahre 1903 etwas sehr wichtiges verloren gegangen sei, nämlich die politische Arbeit auf den Universitäten, der ich früher, da ich selbst noch jünger und weniger beladen war, manchen schönen Tag gewidmet hatte. Diese Arbeit wolle er nun übernehmen, fortsetzen und zur Haupt- und Lebensbeschäftigung machen.

Je weiter wir uns in diese seine selbsterwählte Aufgabe vertieften, desto mehr mußte er von den Eindrücken berichten, die er in der freistudentischen Vereinsarbeit gewonnen hatte. Es sei der richtige Zeitpunkt für einen jungen Liberalismus vorhanden, und zwar nicht nur für parteipolitische Jugendvereine nationalliberaler, fortschrittlicher oder demokratischer Färbung, sondern für

nen grabenden, gedankenmäßigen Liberalismus — der Parteischematismus habe sich überlebt, die Jugend sei nicht für fertige Einzelprogramme, sie müsse mit neuer Verkündigung alter, hoher Ideen gesammelt werden — dazu gehöre eine eindringende geschichtliche Arbeit bis zur Wiederentdeckung der Quellen des einst so kühnen und jungen deutschen Liberalismus. Die Jugend werde mehr Sinn für die freiheitlichen Vorfahren haben als für die Gegenwartsgrößen, bei denen zu viel parlamentarische Technik und zu wenig Prinzip zu Tage trete. Es sei zwar wahrscheinlich, daß er von den Parteiführern nicht überall mit offenen Armen aufgenommen werde, aber das störe ihn nicht, da er sich bewußt sei, der guten Sache mit reinem Herzen zu dienen.

Das alles und vieles ähnliche trug er mir lächelnd und dabei sehr ernhaft vor, und ich sah in ihm etwas, was es selten gibt: einen politischen Menschen, der um der Politik willen seinen sonstigen Lebensgang abbrach, der aber nicht Gegenwartsführung und Erfolg erwerben, sondern politischer Erzieher einer nächsten Generation werden wollte. Er fühlte sich bestimmt zum Pädagogen der kommenden akademischen Schicht, wobei er besonders hervorhob, daß die Söhne und Töchter der Volksmasse später von selbst dem Vorbilde der jungen Oberklassen folgen würden. Es war gerade bei der Fahrt durch den weißverschneiten Thüringer Wald, als er mir dieses auseinandersetzte. Wir standen im Gange des Eisenbahnwagens, und er war so ganz in seiner Sache, daß Kälte und Nacht nicht da zu sein schienen.

Es blieb mir aber, da er doch nun einmal meinen Rat verlangte, nichts anderes übrig als ihn auch nach den materiellen Bedingungen seines Unternehmens zu befragen. Da ich selbst als Gründer und Vorsitzender des nationalsozialen Vereins sieben Jahre lang den Kampf um die Betriebsmittel in aller Schwere durchgekostet hatte, so war es mir, als sollte ich ihm wie Ritter Frundsberg die Hand auf die Schulter legen: Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang! Ich sagte, er solle nicht anfangen, wenn er nicht auf eine Reihe von Jahren jährlich 20 000 M sicher hätte, weil mit weniger Geld ein erfolgreich werbender Verein dieser Art unmöglich sei. Noch heute würde ich genau dasselbe sagen. Er hat es angehört,

aber nicht befolgt, weil er in diesem Falle seinen Lebensplan aus materiellen Gründen hätte aufgeben müssen, — das aber war nicht sein Charakter.

Wilhelm Ohr war Idealist mit religiösem Hintergrunde. Anders ausgesprochen: obwohl er ein undogmatischer und unkonfessioneller Mensch war, so ist die eindringliche Religionsbeeinflussung seiner Jugend an ihm nicht verloren gewesen; die Schalen fielen ab und der Kern blieb. Er lebte für ein gemeinsames Ziel. Hätte er genau mit vorhandenen Betriebsmitteln gerechnet, so wäre er nicht so innerlich jung gewesen, wie er es bis an seinen Tod blieb. Es war bei ihm Jugend aus dem Unbewußten heraus, Freudigkeit aus der Ewigkeit, Hingabe an das Werdende aus heiterer Liebe des Werdens. Vielleicht waren nicht alle Stunden auch seines Daseins von diesem Geiste voll, aber seine eigentliche Kraft, seine Wärme und Überredung lag in seinem Glauben.

Ob und wie weit er dabei wirklich ein Historiker war, vermag ich nicht ganz zu beurteilen, da ich seine fachmännischen Arbeiten nicht gelesen habe, aber so viel ist mir seit jener Nacht ganz deutlich gewesen, daß er Geschichte trieb etwa im Sinne der berühmten Schillerschen Antrittsvorlesung: die Geschichte als Erzieherin! Er suchte in der Geschichte, um etwas bestimmtes in ihr zu finden, was er dann weitertragen wollte. Er suchte in ihr den Lebensbeweis des Liberalismus.

Das Wort Liberalismus ist von Wilhelm Ohr unzählige Mal gesprochen worden. Der Liberalismus war für ihn etwas Lebendiges wie die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Selbständigkeit, ja im Liberalismus fand er alles dieses zusammen. Er kam nicht vom Sozialismus hergewandelt, nicht von der Nationalitätsidee. Indem er zu mir sagte, daß er eine übrig gebliebene Arbeit des nationalsozialen Vereins fortsetzen wolle, fühlte ich sofort, daß er doch im Grunde etwas andere wolle, was nicht geringer war aber eben doch anders. Er war nicht zunächst an der Staatsexistenz interessiert, nicht am Klassenkampf und Klassenschicksal, sondern am Einzelmenschen im Staat, in der Klasse. Der Einzelne und sein geistiges Eigentum, das war sein Lebensglaube, damit war er altertümlich und sehr neuzeitlich zugleich, denn er war in gewissem Sinne vorsozialistisch und auch nachsozialistisch, fing mit Kant und

Fichte an und reichte bis über die Gegenwart hinaus, ein Verkünder der Persönlichkeit inmitten einer fertiggeregelten Welt. Das ist ein Glaube, der mehr für Erzieher als für Gesetzgeber paßt, der aber seine unvergängliche Schönheit und Notwendigkeit in sich selber trägt. Im Glanze dieses Glaubens sahen wir seine Stirne leuchten.

Als ich ihn in München wieder traf, war er inzwischen ein Herausgeber vieler Literatur geworden. Das Verzeichnis der von ihm herausgesuchten oder neu angenommenen älteren Schriften ist wohl das, was ihn für den Geschichtskundigen am sichtbarsten kennzeichnet. Als Ziel seiner literarischen Tätigkeiten schwebte ihm eine neue Geschichte des deutschen Liberalismus vor, keine bloße Parteigeschichte wie es die Arbeit des auch bereits verstorbenen Klein-Hattingen geworden ist, sondern eine den Enthusiasmus weckende Geistes- und Agitationsgeschichte. Er sah, weil er ein liberales Auge besaß, wie wenig in der Bismarckschen Geschichtsdarstellung das volkstümliche Werden des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kam. Oft sprach er von der Volksbewegung des Jahres 1848, von ihren Vorboten, Vorkämpfern, Rednern und Propheten. Er wollte, um ein Wort der Bibel zu gebrauchen, die Herzen der liberalen Väter kehren zu den Kindern. Und am gegenwärtigen Liberalismus interessierte ihn auch am meisten das, was erst noch im unformulierten Werden begriffen war: die Frauenbewegung, der liberale Arbeiter, der zukünftige geeinte Liberalismus.

Es ist sicher richtig, daß ein neu auflebender Liberalismus eine eigene vorbereitende Literatur haben muß, ehe er zur parlamentarischen Macht werden kann, denn ehe die Gedanken wirken, müssen sie ausgestreut werden. Ein Säemann mit gutem Samen, so zog er durch das Land. Er hielt Reden, aber mehr als diese waren oft seine Nachbesprechungen wichtig, in denen erörtert wurde, was gelesen werden soll. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Teil seines Lebenswerkes von einem ähnlich denkenden Kreise fortgesetzt wird: neuliberales Schrifttum auf alter Grundlage.

Dasselbe gilt von seiner Idee der Partei- oder Gesinnungsschule. Über sie habe ich einmal in Dresden einen Tag lang mit ihm gesprochen, und wenn ich mich für diesen Gedanken lange Zeit interessierte, so geschah es immer in der Annahme, daß er dabei die be-

lebende und schaffende Kraft sein werde. Der Kern unseres damaligen Gespräches war etwa der, daß wir die Reihe der uns beiderseitig bekannten Parteisekretäre, Verbandsleiter, Schriftleiter, Berufspolitiker vor unser geistiges Auge stellten und uns fragten, wie weit die Offiziere und Unteroffiziere des Liberalismus ihrer Aufgabe gewachsen seien. Dabei fanden wir neben sehr anerkennenswerten Tüchtigkeiten auch große Schäden, die sich meist aus dem Mangel an Ausbildung, Erziehung und Prüfung ergaben. Oft sind die betreffenden Leute an sich gut, aber sie werden von ihren Parteileitungen innerlich vernachlässigt. Man verlangt von ihnen, daß sie heiliges Feuer verbreiten, und tut nichts dazu, daß sie es können. In diesen Erwägungen erhob sich der pädagogische Wille unseres verstorbenen Freundes Ohr zu seiner reifsten Gestaltung: ein Heimathaus für die freien Erzieher des erwachsenen Volkes!

Ich habe damals meine praktische Mitwirkung davon abhängig gemacht, ob jährlich ℳ 30 000 .— gesichert werden könnten. Da das nicht gelang, blieb vorläufig der Plan liegen, aber ich bin sicher, daß neue Menschen denselben Gedankengang auch nach uns denken werden. Wenn die Überzeugung der Notwendigkeit da sein wird, fangen dann auch die Mittel an zu fließen. Sollte aber je dieser Tag erscheinen, dann werde dabei unseres weitblickenden Wilhelm Ohr dankbar gedacht! Sein Bild gehört in den Mittelraum einer deutschen Freiheitsschule mit politischen Zielen. Ich schreibe absichtlich: mit politischen Zielen, und weiß, daß ich das in seinem Sinne tue, denn Schulen haben wir schon sonst reichlich genug, was aber fehlt, ist politische Schule. Alles in der Welt wird gelernt, nur nicht der Staat und das Staatsbürgertum. Zu einer gewissen Zeit, zwischen 1812 und 1870, waren die deutschen Universitäten selber politisch, aber heute haben sie diesen Charakter vielfach verloren. Und wer unterrichtet die mittlere Bildung politisch?

Politischer Unterricht ist nicht Einpauken von Programmen und Wahlkniffen, sondern hohe Gesinnungslehre mit praktischem Zweck für das Volk. Auch dazu aber gehört vieles Wissen und eine feste Methode, offener Blick für befreundete Nebenbewegungen und eigene innere Zielsicherheit. Wenn unser Freund noch leben würde, so fände er in derartiger Arbeit seine Vollendung!

Er starb mit Hunderttausenden für das Vaterland. Das ist das größte, was auch der gebildetste Mensch tun kann. Wie der Krieg noch auf ihn gewirkt hat, davon kann ich aus eigenem Wissen nichts hinzufügen — das werden uns andere Freunde berichten. Es ist aber gut, daß die Erinnerungen gesammelt werden, weil in ihnen angefangene große Arbeiten enthalten sind.

Fr. Naumann.

Wilhelm Ohr als Freistudent

Es war an einem schönen Juniabend des Jahres 1900, als ich in dem kleinen Gastzimmer eines Wittenberger Hotels Wilhelm Ohr zum ersten Male sah. Beide durchglüht von dem jugendlich begeisterten, zukunftssichern Idealismus der aufstrebenden Freistudentenbewegung, die uns zum ersten Finkenschaftstage nach der Lutherstadt geführt hatte, traten wir einander bald näher — ich der ältere, dem eigentlichen Studentenleben bereits Entrückte, er, der jüngere, der noch als Lernender und Werdender mitten darin stand. Und wir blieben in regem und herzlichem Gedankenaustausch treue Kampfgefährten und Weggenossen bis zu einer trüben Stunde des Jahres 1904, wo die mehrjährige Freundschaft jäh zerbrach und bittere Feindschaft in unseren Herzen Raum gewann. Von keinem habe ich mich mit so tiefem Schmerz innerlich getrennt wie von ihm, und umso größer war meine Freude, als der Streit in einer für beide Teile ehrenvollen Weise aus der Welt geschafft wurde und uns eine durch die Trauer geläuterte, brüderliche Freundschaft neu verband — bis zu dem unheilvollen Tage des 23. Juli, wo ihn als Kompagnieführer bei der Verteidigung der deutschen Stellung an der Somme die britische Kugel dahinraffte.

Wilhelm Ohr war unter der großen, rasch wechselnden Schar der freistudentischen Führer eine bedeutende und eigenartige Erscheinung. Er gehörte nicht dem ältesten Geschlechte des Leipziger „Heroenzeitalters" an, das die erste Finkenschaftsorganisation unter schwersten Kämpfen ins Leben gerufen und mustergültig ausgebaut hatte (1896 bis 1899), sondern zählte zu den Vertretern der zweiten Periode, der „expansiven Richtung des jüngern Finkentums", die dem freistudentischen Gedanken die deutschen Universitäten und Hochschulen eroberte. Von dem Augenblick an, wo er sich als Ehrenbeamter an den Arbeiten der Berliner Finken-

schaft beteiligte, blieb er bis zu seinem Lebensende ein opferfreudiger, treuer, nie ermüdender Kämpfer für die gesamte Freistudentenbewegung. Wo es galt, ihre Sache gegen Behörden und Korporationen zu verteidigen, sprang er als Vorfechter schnell und freudig in die Bresche, begeistert und begeisternd durch Wort und Schrift wirkend, ohne zu wanken und zu ermatten, selbst wenn, wie bei der Selbstauflösung der Hallenser Finkenschaft (1901), ein Sieg völlig ausgeschlossen war. Durch und durch werbender Agitator, der in geschickter Weise Presse, Plakate, Flugblätter und Versammlungen in den Dienst der von ihm vertretenen Sache zu stellen wußte, der auf die große Masse der Studentenschaft fesselnd und überzeugend wirkte und als geschickter Debatter mit allen Mitteln des Redekampfes bis herab zur vernichtenden Ironie die Gegner niederzuringen suchte, trug er zu einem wesentlichen Teile zur Verbreitung der freistudentischen Ideen bei. Nicht in der philosophisch vertieften, den Problemen nachspürenden, planmäßigen Gründlichkeit, wie sie sich in Felix Behrends „Freistudentischem Ideenkreis" in vollendeter Weise offenbarte, lag die Stärke Wilhelm Ohrs. Er machte in theoretischer Hinsicht viele Wandlungen durch, bis er endlich in Behrends Schrift das Evangelium fand, dem er bis zuletzt Treue hielt, und dessen Inhalt er als überzeugter Apostel allenthalben verkündete. Als freistudentischer Parteimann fiel er besonders durch seine hervorragende taktische Begabung auf; stets besonnen und verbindlich, verstand er es zumeist, unnötige Gegensätze zu versöhnen, und fand rasch die Punkte, auf die es ankam und die eine ersprießliche Fortführung der Verhandlungen verbürgten. Immer beweglich und getreu seinem Wahlspruch: „Nur der Lebendige beherrscht das Leben!" griff er stets von neuem in die freistudentische Bewegung ein. Er brachte am 15. September 1900 die erste freistudentische Ferienversammlung in Frankfurt a. M. zustande, er arbeitete 1903 die Grundsätze für allgemeine freistudentische Konferenzen aus, welche dann die Deutsche Freie Studentenschaft unter ihrem Namen in den Finkenblättern bekanntgab (Oktober 1903), und er schlug von Tübingen aus in einem wirkungsvollen Flugblatt als erster vor, die alten und jungen Freistudenten zu einem großen, umfassend gedachten Gesamtbund zu vereinigen, der mit mächtiger Stoßkraft in der Öffentlichkeit arbeiten und die

vom Freistudententum erhoffte Erneuerung des akademischen Lebens herbeiführen sollte (November 1903). Wenn auch das, was er erstrebte, oftmals bloß verschwommene Umrisse bot und zu seiner Verwirklichung Jahre nüchterner Organisationsarbeit bedurfte, so erwarb er sich doch mit seinem Vorgehen das Verdienst, daß er Leben und Bewegung weckte und Freistudentenschaften und Altfinkenverbände vor sorglosem Schlendrian und konservativer Erstarrung bewahrte. Seinem entschiedenen Eingreifen war es auch zu danken, daß die Finkenschaft 1905 in der großen Fehde der freiheitlichen Studentenschaft mit den konfessionellen Verbindungen sich auf sich selbst besann. In seinem vielgedruckten Artikel: „Ein Wort über akademische Freiheit“ (zuerst in den Finkenblättern, März 1905) gebot er den Freistudentenschaften, die haltlos in dem allgemeinen Strom mitzuschwimmen gedachten, ein vernehmliches Halt und leitete eine Gegenbewegung ein, welche den alten finkenschaftlichen Grundsatz der Neutralität und der Gleichberechtigung a l l e r Kommilitonen wieder zur Geltung brachte. Den Höhepunkt von Wilhelm Ohrs freistudentischem Wirken bedeutete die freistudentische Konferenz in Köln (November 1906), bei welcher die Presse die glänzende Formvollendung seiner Rede lobte. Seitdem trat er nicht mehr so allgemein sichtbar in den Vordergrund, wenn er auch weiterhin bei den Weimarer Freistudententagen und bei den wenig erquicklichen Kämpfen innerhalb des Freistudentischen Bundes, des Gesamtverbandes der Altfinkenverbände, seine Führerstellung behauptete. Als dann der Streit um das Behrendprogramm das Freistudententum in die beiden großen Richtungen der „Formalisten“ und „Programmatiker“ *) zerriß, trat er für Behrend ein, betonte mit ihm die Zusammengehörigkeit von Vertretungsprinzip und Programm und lag deshalb lange Zeit in scharfer Fehde mit dem Weimarer Zweckverband zur Schaffung eines frei-

---

*) Nach dem „Vertretungsprinzip“ (in seiner späteren Fassung) vertrat der Ausschuß der Freistudentenschaft die Interessen a l l e r Nichtinkorporierten. Auf Grund dieses Prinzips leugneten die „Formalisten“ die Möglichkeit eines allgemein gültigen freistudentischen Programms. Den „Programmatikern“ dagegen kam es weniger auf die Organisationsform als auf Erfüllung des von Behrend entwickelten akademischen Reformprogramms an.

studentischen Programms, den er als „Zwergverband“ köstlich ironisierte.

Wie er sich in der studentischen Öffentlichkeit bot, so zeigte er sich auch in den zahlreichen Artikeln, die er in der freistudentischen Ortspresse, in den Finkenblättern, der Freistudentischen Rundschau, den Freistudentenblättern und der Akademischen Rundschau veröffentlichte. Eine Auswahl von diesen Aufsätzen, die außerordentliche Verbreitung fand, gab er 1908 unter dem Titel: „Zur Erneuerung des deutschen Studententums“ heraus. Eine zweite Sammlung von Aufsätzen ließ er 1910 unter der Bezeichnung: „Vom Kampf der Jugend“ erscheinen. Nicht das kühl Theoretische und nüchtern Sachliche ist seine Stärke, er liebt vielmehr den längeren oder kürzeren Aphorismus in schöner Sprache, voll künstlerischer Stimmung und guter, tiefer Einzelgedanken. Er will überzeugen, fortreißen, begeistern oder den Leser dazu anreizen, selber zu überlegen und Stellung zu nehmen.

Von den treuen Freistudenten, welche das Banner auch in den Zeiten der Stürme und des Niedergangs unverzagt und unermüdet hochhielten, war Wilhelm Ohr einer der treuesten. Ihm galt die Sache des Freistudententums als ein Teil seiner Daseinsaufgabe, und er war erfüllt von dem Bewußtsein, daß die Freistudentenschaft das neudeutsche Studententum in reinster Form darstelle. Im Laufe seiner Entwicklung verschwand in ihm immer mehr der einst starke Gegensatz zu den Verbindungen und Vereinen, und seiner inneren Stimmung gab er bezeichnenden Ausdruck in einem versöhnlich ausklingenden Aphorismus, der mir für seine Stellung im Gesamtleben der zeitverwandten akademischen Jugend überaus wichtig erscheint und der deshalb diesen Aufsatz beschließen möge:

„Altes und neues Studententum“ (so sagt er) — „kein Schlagwort, sondern die schlichte Feststellung einer Tatsache. Wir sehen unsere Kommilitonen mit bunten Mützen in den taufrischen Morgen fahren und lesen auf ihren Gesichtern, daß ihnen das enge Verbindungsleben volle Befriedigung gewährt. Wir verstehen ihr Wesen, wenn wir an die kleinbürgerlichen Verhältnisse der alten Hochschulen denken, an die gemütlichen Wechselbeziehungen zwischen Philistertum und Burschenherrlichkeit, an die lustigen Scherze des Heidelberger Karzers, an all die harm-

lose Freude, die da gewürzt wird durch die ehrenvolle Erinnerung an die Zeit, da der deutsche Student für die Zukunft des Volkes gelitten und gestritten hat. Dann aber denken wir an die neue Zeit mit ihren Problemen: an die Bevölkerungsvermehrung, an die Industrialisierung, an die unheimliche Entwicklung der Großstädte. Was wußte der alte Student von den bleischweren Worten: Arbeiterfrage, Bodenfrage, Sittlichkeitsfrage? Ja, was wußte er vom Ernst der Krisis auf dem Gebiete der Weltanschauungen? Die alte Devise: „Gott, Freiheit, Vaterland" lehrt uns, wie einfach jenem Geschlecht erschien, was uns heute so unendlich kompliziert dünkt. Darum können wir das alte Studententum nicht mitmachen. Seine traditionelle Fröhlichkeit täuscht über den Ernst der Zeiten hinweg. Wir brauchen unsere Studentenzeit, um das moderne Leben zu studieren. Dazu hilft uns keine Verbindung, auch wenn noch so „nette Leute" drin sind. Dazu hilft nur das Freistudententum, in dem sich die Ströme des Lebens sammeln wie die Sonnenstrahlen in einem Brennglas. Besteht ein Gegensatz zwischen altem und neuem Studententum? Im Gefühl gewiß, daran ist kein Zweifel. Es ist der ewig wiederkehrende Gegensatz von gestern und heute. Muß Streit herrschen zwischen altem und neuem Studententum? Ich glaube: nein. Bei Leuten mit erzogenem Gefühlsleben ist es jedenfalls nicht nötig. Tritt heraus aus dem Treiben des modernen Lebens, wirf für eine Zeit lang die Rüstung ab, die die Gegenwart allen starken Menschen aufzwingt, und wandere durch irgend eine unserer deutschen Kleinstädte. Dort kannst Du noch Giebeldächer sehen und selbstzufriedene Kleinhändler. Um 12 Uhr mittags wird ein Choral vom Kirchturm geblasen, und des Nachts verlöschen um Mitternacht die letzten Lichter. So mutet uns das alte Studententum an. Wir mögen es gern mit freundlichem Blick betrachten. Eine Stimmungsmischung, wenn ich so sagen darf, von Ludwig Richter und Felix Dahn befällt uns. Aber mitmachen — können wir das nicht. Wir sind darüber hinausgewachsen."

Prof. Dr. Paul Ssymank (Posen, z. Zt. im Felde).

Ohrs studentische Führerschaft

Die jungen Menschen an unseren Hochschulen befinden sich in der ersten Zeit fast alle in einer Lage, in der sie nach vertrauenerweckender Führung geradezu Umschau halten, oder doch für sie sehr empfänglich sind. Von Schule und Elternhaus entlassen, wird ihnen im studentischen Leben plötzlich ein ganz ungewöhnliches Maß Freiheit gegeben, das sie beglückt und stolz macht und doch auch in manchen Augenblicken erschreckt, wenn die eigene Verantwortung für all ihr Tun und Lassen schwer auf ihnen lastet. Man muß sich immer wieder vor Augen halten, daß es für den deutschen Studenten jahrlang wirklich keinerlei empfindlichen äußeren Zwang gibt, um seine Ausnahmestellung unter Gleichalterigen recht zu begreifen. Oft geht in der Freiheit eine fortschreitende Loslösung von vertrauten Anschauungen und Überlieferungen vor sich, die zu schweren inneren Kämpfen führt. Dabei sieht er, ganz auf sich selbst gestellt, sich einer ungewöhnlich schweren Aufgabe gegenüber. Er soll zunächst den Gebrauch des Handwerkzeuges (die Mittel und Wege der wissenschaftlichen Arbeit) erlernen, soll sich in das gewählte Fach eindringlich vertiefen, bis er in dessen Grundlagen auf die Zusammenhänge aller menschlichen Erkenntnisse stößt, soll sich nicht einengen lassen auf sein Gebiet, sondern durch die ja doch unumgängliche Angliederung der Nachbar- und Hilfsfächer zu wissenschaftlicher Allgemeinbildung durchdringen, und soll endlich über all dem Streben nach Erkenntnis weder seinen Körper vernachlässigen, noch versäumen sich Lebensbildung anzueignen. Wahrhaftig ein Ziel, das alle Kräfte des Leibes und der Seele anspannen könnte, wenn es nur deutlich und greifbar vor ihn hingestellt wäre. Aber es gehen wirklich sehr viele durchs akademische Leben hindurch, ohne es überhaupt je ganz erkannt zu haben. Daran ist vor allem der Zustand der deutschen Studentenschaft schuld, die, zersplittert und ver-

wirrt, geteilt und beherrscht ist von zumeist ganz außerakademischen, trennenden, politischen, religiösen, sozialen, ständischen Ideen und Strömungen. Dazu kommt die wahrhaft erbärmliche Auffassung von Lebensgenuß weiter studentischer Kreise, die bei Neuankömmlingen mit natürlicher Empfindung Enttäuschung und Ernüchterung hervorruft.

Wer Führer sein will echter Studenten, frischer, junger denkender strebender Menschen, der muß dies alles selbst schmerzlich erlebt und kraftvoll durchgekämpft und überwunden haben — wie Wilhelm Ohr! Schon die Überschrift seines verbreitetsten Buches „Vom Kampf der Jugend" zeugt davon, daß ihm aus eigenem Erleben zunächst das rechte Verstehen und dann die Führung der Jugend zufiel. Er wollte nie herrschen, sondern immer wirkend helfen, er warb nicht für sich oder seine Lehre Anhänger, sondern eigenwillige Träger von Ideen, vor denen er selbst erst den schöpferischen Gehorsam gelernt hatte, der zum Führer befähigte. Darum ersparte er der Jugend auch nicht durch Einprägung fertiger Meinungen den aufwühlenden inneren Kampf, im Gegenteil, er wies sie immer auf sich selbst, damit jeder in Selbstbesinnung den Weg zu eigener Bildung, Weltanschauung und Persönlichkeit fände. Weil er nicht im engen Kreis der Gefolgschaft sich den Hochsitz errichtete, konnte man ihn als Führer anerkennen und verehren, ohne ihm immer in allem zuzustimmen. Wie in seinem Leben überhaupt eine Zeit vorwiegend wissenschaftlicher Tätigkeit abgelöst wurde durch eine Zeit vorwiegend politischer Tätigkeit, wie er von der politischen dann wieder in die wissenschaftliche Laufbahn einlenkte (gewiß nicht mit der Absicht für immer der Politik fernzubleiben), so ist auch sein Verhältnis zur studentischen Jugend doppelt bestimmt, rein akademisch in der freistudentischen Bewegung, mit politischem Einschlag im deutsch-akademischen Freibund für liberale Weltanschauung. Man hätte ihm dankbar folgen können ohne Freistudent oder Freibündler zu sein, weil seine Führerschaft so gar nicht Herrschaft, so ganz Hilfe bedeutete. Wie sie eingegeben war von der Gebundenheit und von dem Glauben an die adelige Macht großer Ideen, so war sie getragen von dem Vertrauen zur Fähigkeit studentischer Jugend, solchen Ideen sich rückhaltlos hinzugeben. Ohne solches Vertrauen ist die Wirkung unter der

Jugend nicht möglich. Wenn es auch nicht zahlenmäßig nachzuweisen ist, in den meisten jungen Menschen brennt doch die Flamme adeliger Lebensauffassung, und wird durch solches Vertrauen genährt, gestärkt und wo sie schmal und kümmerlich ward, wieder zu hellerem Leuchten entfacht.

Mancher, der schon verzichtet und sich dem bequemen gedankenlosen Dahinleben überlassen hatte, nahm wohl den inneren und äußeren Kampf von neuem auf, nachdem Wilhelm Ohr auf ihn eingewirkt hatte. Denn dem genügte es nicht, der studentischen Jugend ihre dumpfempfundene, wirre, schwierige Lage in anschaulichen Bildern vor Augen zu rücken, sie zur Selbstbesinnung aufzurufen, ihnen eigene Bildung, Weltanschauung und Persönlichkeit als höchstes Ziel ihrer Selbsterziehung und Selbstbestimmung zu zeigen. Er wußte — wohl aus eigener Erfahrung — zu gut, in welch abgründige Grübeleien die Gedanken über Ich und Welt führen können. Aus solcher innerer Wildnis wußte und wies er einen breiten, tagbeglänzten Weg ins Freie, den Weg der Arbeit, der Wirksamkeit, der Tat.

Ihm konnten Gedankenreihen, die nicht das Wollen und Handeln der Menschen kräftig mitumschlossen, nie als Welt- und Lebensanschauungen gelten. So löst die lebendige Welt der Tat erst innere Hemmungen, die sonst das keimende Leben der mit allzuvielem Wissen belasteten jungen Seele ersticken könnten. Doch nicht große laute Taten predigte Wilhelm Ohr der studentischen Jugend, sondern lehrte in der Zeit des Lernens Hingabe an die naheliegende Arbeit und Pflicht; an die Mitarbeit der „Erneuerung des Deutschen Studententums" in der freistudentischen Organisation, an die soziale Arbeit in den Volksunterrichtskursen usw. Er hält diese Arbeit des Studenten nicht für eine Lebensaufgabe. Wie sollte der Student auch neben der schweren Aufgabe akademischer Bildung noch zugleich eine weitere bewältigen! Er überschätzte diese Arbeit gewiß nicht, aber er hielt sie für notwendig und heilsam als Gegengewicht gegen die rein geistige Arbeit und als Vorbereitung für künftige Wirksamkeit an der größeren Gemeinschaft des Vaterlandes. Mit dem Hinweis auf die lebendige Beherrschung des Lebens griff Wilhelm Ohr klärend und befreiend in die inneren Kämpfe der Jugend ein.

Walter Behrendson.

Wilhelm Ohr als Historiker

An einem strahlenden Oktobertage, wie der Oktober nur in **Rom** strahlen kann, sah ich, eben in der Ewigen Stadt angekommen, auf dem Monte Pincio Freund Ohr vor mir stehen. Auch ihn hatte der geheimnisvolle Zauber, den die Aurea Roma auf den Historiker übt, nicht ruhen lassen, auf den Spuren der zahllosen Romipetae aller Jahrhunderte hatte er die Wallfahrt ad limina apostolorum angetreten. Der akademischen Pflichten entledigt, nach erfolgreicher Beendigung der Studien mit dem akademischen Grad geschmückt und stolz darauf, spähte er vom ersten erklommenen Gipfel aus nach neuen Zielen. Ohr suchte in Rom, das Gregorovius einen unverlöschlichen Ruhmestitel für die deutsche Nation, dessen Geschichte er einen unzertrennlichen Bestandteil der Geschichte Deutschlands genannt hat, die zentralen Probleme des Mittelalters zu begreifen. Wir haben später diese Zeit immer als einen Höhepunkt unseres Lebens empfunden; die einstige Hauptstadt der Welt, in der Antike als die gemeinsame Heimat aller Kulturmenschen gefeiert, behält diese Bedeutung noch heute wenigstens für den Historiker und Altertumsforscher. Und wir eilten, die noch in den Ruinen der alten Herrlichkeit ungeheure Macht des Romgedankens auf uns wirken zu lassen, die Eindrücke zu verarbeiten. Der Vormittag wurde auf der Vaticana ausgenutzt; der Nachmittag und jeder freie Tag gehörten der Kunst und dem Genius loci, der Abend harmlos froher Geselligkeit.

Treffpunkt der Historiker, der jungen wie der alten, waren die Donnerstag-Abende in der gastfreien **Casa Schellhaß**; dort beim II. Sekretär des Preuß. Institutes fanden im Verlauf fast dreier Jahrzehnte wohl die meisten der Fachkollegen deutsche Behaglichkeit und geistige Anregung. Leider ist es zur Zeit nicht möglich, den Eintrag Ohrs in das Frembdenbuch von Prof. Schellhaß mitzuteilen;

ich habe ihn als besonders eindrucksvoll in Erinnerung. Hin und wieder gelang es uns, Freund Schellhaß zu einer Osteriensitzung zu verführen. In einer kleinen Künstlerkneipe, dem „Piccolo Uomo" (V. Mario de' Fiori), lernte Ohr den Nestor der deutschen Künster Roms, den damals 79jährigen, jüngst verstorbenen Bildhauer Prof. Heinrich Gerhardt kennen, dem er aufrichtige Zuneigung bewahrt hat: Gerhardt erwiderte sie; noch im Sommer 1914, als ich Rom auf immer verließ, trug er mir herzliche Grüße an den „jungen Freund" auf: „Grüßen Sie mir nur den treuen Mann recht, recht schön!" Neben anderen Künstlern und einzelnen deutschen Journalisten kam auch ein deutscher Priester häufig in den „Piccolo Uomo": Heinrich Vollrad Sauerland, der „rote Kaplan", ein weinfrohes Unicum, wie es nur in Rom gedeihen konnte. Einer Auswahl seiner im „Freien Wort" pseudonym erschienenen historisch-politischen Aufsätze (Der „rote Kaplan", herausg. v. M. Henning, Frankfurt a. M. 1910) ist ein treffliches Bild von ihm beigegeben; auf dem Tische neben ihm steht als typisches Attribut, wie Dionysos die Rebe trägt, der volle Fiasco. Wie viele Sauerland-Anekdoten erfreuten uns, so oft wir uns im Leben trafen! Denn immer, immer — noch während Ohrs letztem Urlaub, wenige Wochen vor seinem Tode — suchte die Erinnerung jene glückliche Insel, auf der wir uns dem Zauber des Südens, jener fremden, so königlich reichen Welt mit der von romanischem Landesbrauch gewährten Freiheit, mit kindlich-naiver oder besser antiker Genußfreude hingaben. Auch im Deutschen Künstlerverein im Palazzo Serlupi, der uns jeden Sonnabend die Pforten öffnete, lauschten wir andachtsvoll den Romerinnerungen und Künstlergeschichten aus Meistermund. Nur eines vermißten wir schmerzlich: Teilnahme ortskundiger Landsleute an Ausflügen. Fast vom ersten Tage an ergriff uns die deutsche Wanderlust. Nur mit den zu Fußwanderungen gänzlich ungeeigneten Karten in Gsell-Fels' „Rom" durchstreiften wir die nähere Umgebung, die Albanerberge und die Campagna Felice bis hinauf nach Olevano; die üblichen drollig-ängstlichen Abenteuer mit Campagnastieren und Schäferhunden fehlten nicht, man verirrte sich, kam im Dunkel mit Mühe nach einer öden, malariagefährlichen Station, deren Namen man nie gehört hatte, und war froh, mit dem letzten Zug heimkehren zu können, ja einem von

uns ist es sogar damals begegnet, daß er am Fuße des Soracte, von einem Sciroccogewitter überfallen, die kalte Novembernacht durchnäßt im Freien zubringen mußte. Am anderen Morgen waren wir aber stets pünktlich in der Vaticana.

Ohr weilte fast ein Jahr in Rom; allmählich traten Kunst und Natur in den Hintergrund neben der wissenschaftlichen Arbeit, an der der Leiter des Preuß. Histor. Instituts, Prof. Aloys Schulte, lebhaften Anteil nahm. Schultes Nachfolger wurde im Herbst 1903 Paul Kehr, mit dessen Namen die weitere Geschichte des Instituts stets verknüpft bleiben wird; er weilte auch im Herbst 1902 in Rom, mit seiner Papsturkundenforschung beschäftigt, und trat in häufige persönliche Berührungen mit Ohr, ohne daß eine tiefere Einwirkung nachweisbar wäre. Ostern 1903 tagte der I. internationale Historikerkongreß zu Rom, an dem sich Ohr lebhaft beteiligte; er hielt einen Vortrag in italienischer Sprache. Eine Reise nach Neapel und Sizilien vervollständigte seine Kenntnis Italiens. Gründliche Kenntnis der Landessprache kam ihm dabei zustatten: er drang in den Geist der italienischen Kultur ein, auf klassischem Boden fand seine Persönlichkeit ihren Abschluß, Wesen und Ideal der Renaissance nahm er in sich auf, er empfand, daß sie nicht aus Büchern studiert, sondern in ihrer Heimat erlebt sein müsse, sollte sie nicht blutleere Dogmatik bleiben. So trugen auch seine politischen Anschauungen reichen Gewinn davon; charakteristisch ist es für Ohr, daß er sich gelegentlich im Scherz auch wohl einmal in einer italienischen Volksrede versuchte, wie eines Abends in der altbekannten „Trattoria della Loretta" zu Frascati, in der wir übernachteten: er stieg auf den Tisch und sprach, häufig vom Beifall der Campagnolen unterbrochen, über die Bodenreform. Über einen lustigen Sprachschnitzer, der ihm unterlief („la riforma del sole" statt „del suolo", Sonnen- statt Bodenreform), haben wir noch ein Jahrzehnt später viel gelacht. Als er schloß, umdrängte ihn das Volk, um auf sein Wohl zu trinken; er ging der Ovation aus dem Wege, indem er den Leiermann den „Trovatore" spielen ließ; nun galt der Beifall nicht mehr ihm, sondern Verdi.

Bereits im Januar 1904 habilitierte sich Ohr in Tübingen und begann zugleich für die Württembergische Kommission für Landesgeschichte die Heraus-

gabe der württembergischen Landtagsakten vorzubereiten; dadurch trat er der schwäbischen Territorialgeschichte näher. Im Wintersemester 1906/7 ließ er sich zum Zwecke archivalischer Forschungen in Stuttgart für seine Ausgabe von den Vorlesungen beurlauben; es war für einige Zeit der Abschied von der akademischen Tätigkeit überhaupt, denn im Sommer 1908 legte er seine Venia nieder, um sich ganz der Politik zu widmen. Jene so erregten inneren Kämpfe hatten auch ihn ergriffen, der Versuch des Fürsten Bülow, die innere Politik anders zu orientieren, forderte ihn zur Mitarbeit heraus. Es folgt die Gründung des Nationalvereins für das liberale Deutschland. Eine Weile verliert ihn die Wissenschaft fast aus den Augen, obwohl er auch in seiner publizistischen Tätigkeit geschickt an die Lehren der Geschichte anknüpfte. Endlich gewann der Historiker in Ohr wieder die Oberhand über den Politiker. Als Adickes im Begriffe stand, in Frankfurt eine Universität zu gründen, fühlte sich Ohr zu dem Unternehmen hingezogen, dessen moderner Geist gerade ihm sympathisch war. Bereits im Herbst 1913 habilitierte er sich neuerdings an der damaligen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften und begann sofort eine erfolgreiche Lehrtätigkeit, die ihn innerlich überaus befriedigte; seine Hörer — mancher hat mir in den ersten Kriegssemestern davon berichtet — fesselte der frische und anregende Vortrag, die reichbegabte, vielseitige Persönlichkeit. Als ich im Juni 1914 Ohr nach elf Jahren wiedersah, fand ich ihn merkwürdig wenig verändert, äußerlich wie innerlich. Der ernste Grundton war durch jene sonnige Heiterkeit, die er sich in den Kämpfen des Lebens zu bewahren gewußt hatte, gemildert; der Idealismus trat rückhaltloser als Grundlage seines Wesens hervor. Damals brachte ihm ein akademischer Ausflug nach Schlangenbad und Eltville vielleicht die letzte Stunde reiner Lebensfreude. Wir konnten die Eröffnung der Universität im Herbst kaum erwarten und ergingen uns mit unserm Freunde und Kollegen Prof. Barthel in Luftschlössern der akademischen Zukunft Frankfurts; beiden war es nicht beschieden, an der Universität zu wirken. Eine Woche später schlug die Schicksalsstunde des Mordes von Serajewo, bald ging Ohr als Oberleutnant nach dem Westen. Noch während seines letzten Urlaubs sprach er davon, wie er sich auf den Frieden, auf die akademische Lehrtätigkeit freue; noch in der Etappe

lag er wissenschaftlichen Studien ob. Wenn er auf Urlaub weilte, hielt er seinen lieben Studenten schöne, formvollendete Vorträge.

Die Moira hat dem kurzen Gelehrtenleben das Wollen in so überreicher Fülle und herrlicher Kraft beschert; das Vollbringen, Vollenden hat sie ihm neidisch versagt. Wer will sich vorstellen, welche Gestalt sein Lebenswerk gewonnen hätte, wäre ihm die höchste Gnade des Reifens beschieden gewesen! Nun müssen wir uns mit einem Einblick in sein Streben, seine Ziele begnügen; sein reger wissenschaftlicher Eifer macht es uns leicht.

Ohr begann nicht als Spezialforscher; er steckte sich sofort ein höheres Ziel, sein Blick war auf die Grundlagen des Einzelgeschehens, die welthistorischen Zusammenhänge der Entwicklung gerichtet. Auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte des Mittelalters zog ihn von vornherein die Karolingerzeit an, und dieser Vorliebe blieb er lange treu. Seine Dissertation führt den Titel: „Der karolingische Gottesstaat"; sie versucht ein zentrales Problem der mittelalterlichen Staatstheorie und Verfassung zu lösen, ein Problem, das weniger juristisch greifbare Verhältnisse als Anschauungen und Stimmungen im Kreise Karls des Großen betrifft und daher von Ottokar Lorenz (nach Ohrs Meinung irrig) als unlösbar bezeichnet wurde. Ohr trennt zunächst die historische Bedeutung des „Gottesstaates" von Karls eigenen Ansichten; dann untersucht er den Einfluß des eigenartigen Systems auf die realen Verhältnisse, die Beziehungen zur Kirche und bahnt sich den Weg zur historischen Beurteilung von Karls Staatskirchenlehre. Die doppelte Grundlage der Idee vom „Gottesstaat" ist erstens die Staatslehre Augustins, wohl durch Alkuin vermittelt, daneben aber der feste Boden des fränkischen Staatskirchensystems. Daraus wächst Karls Gewalt über die Kirche seines Reiches weit über das herkömmliche Maß hinaus, auch auf innerkirchlichem Gebiete. Er nimmt die Lehrautorität in Anspruch; die Frankfurter Synode von 794 erkennt ihm das Recht zu, beide Schwerter zu führen, das weltliche wie das geistliche; er ist Stellvertreter Christi und wird bisweilen über den Papst gestellt. Das Schiedsrichteramt, das Karl nach byzantinischem Vorbild in kirchlichen Streitigkeiten in Anspruch nahm, führte ihn besonders in der Frage der Bilderverehrung zum Zusammenstoß mit der allgemein anerkannten dogmatischen

Autorität, dem Papsttum, das er — im Widerspruch mit seinem Universalkirchensystem — als solche anerkannte. Jener Konflikt findet nach Ohr deshalb keine Entscheidung, weil Karl selbst keine klare, folgerichtige Theorie hat. Auch bei der Behandlung der Praxis, besonders der Forderung Karls an Hadrian I., das von diesem gebilligte II. Nicaeische Konzil von 787 über den Bilderdienst nachträglich zu verwerfen, und dem Verfahren gegen Leo III., kommt Ohr zu dem analogen Ergebnis, Karl habe die päpstlichen Ansprüche neben den seinigen geduldet; „man möchte fast sagen, er habe die Unklarheit der doppelseitigen theokratischen Idee mit Virtuosität durch alle Wechselfälle des praktischen Lebens hindurch gerettet und vor jedem ernsten Konflikt bewahrt". Nicht ganz damit im Einklang steht Ohrs Annahme, der theoretische Zwiespalt sei von keiner Seite bemerkt worden. Gegen Wilhelm Sickel wird die Kaiserkrönung für rechtlich unerheblich erklärt.

An Anerkennung der „gewandt geschriebenen" Arbeit fehlte es nicht; nur warnt ein sonst wohlwollender Kritiker (Werninghoff) vor Überschätzung der realen Macht des damaligen Papsttums. Ohrs Idealismus tritt in der Auffassung von Leo III. hervor; auch Karls des Großen Stellung gegenüber Papst Hadrians I. ablehnender Haltung im Hauckschen Sinne zu deuten, sträubt sich Ohr nur darum, weil es ihm widerstrebt, in Karl den „rücksichtslosen Gewaltherrscher und Unterdrücker fremder Meinung" zu sehen.

In Rom hat sich Ohr dann mit den Libri Carolini, der großen, in seiner Dissertation schon behandelten Streitschrift der Theologen Karls gegen den Bilderdienst, beschäftigt und ihre Handschrift kennen gelernt; er beabsichtigte, wie ich bestimmt weiß, darüber zu arbeiten, ist aber nicht dazu gekommen, irgend etwas darüber vorzulegen *). Vielleicht war die Zeit zu kurz bemessen, vielleicht schreckte ihn auch die dürre Materie textkritischer Kleinarbeit ab. Doch die Ereignisse des Jahres 800, durch die Rom mit dem Frankenreiche in jene welthistorische Verbindung trat, regten ihn in Rom selbst zu eingehenderen Studien an. Deren erste Frucht ist jener erwähnte Kongreßvortrag „La leggendaria elezione di

*) Nur daß er später (Kaiserkrönung S. 99, Anm. 3), als er die Libri Carolini und ihre Handschrift bespricht, die Echtheit für „allgemein anerkannt" erklärt.

Carlomagno imperatore“ (Ostern 1903), in dem er die zuletzt von Wilhelm Sickel vertretene, von Hugo Grotius aufgestellte „Wahltheorie“ ablehnt; zum Schluß nimmt er lebhaft gegen juristische Konstruktionen der Geschichte überhaupt Stellung und erklärt sich in einem Einzelbeispiel für den Historiker Seeliger gegen den Juristen Sohm. Etwa gleichzeitig und im Anschluß an Gedankengänge des „Gottesstaates“ entstand der Aufsatz „Zwei Fragen zur älteren Papstgeschichte“ (Zeitschrift f. Kirchengeschichte Bd. XXIV, 1903, S. 327—352). In der ersten der beiden Untersuchungen führt er die Andeutungen seiner Dissertation über Leos III. Unschuld weiter aus, besonders gegen Hauck, der „Karl den Großen zum ungerechtesten und gewalttätigsten der Realpolitiker stempeln möchte“. Sachlich ist jetzt die fein abgewogene Kritik der verschiedenen Meinungen bei Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. II, 3. u. 4. Aufl. 1912, S. 107, Anm. 1) zu vergleichen. Die andere Studie behandelt die Reise Gregors IV. ins Frankenreich (833) und kommt zu dem Ergebnis, der Papst sei nicht imstande gewesen, die beabsichtigte Rolle zu spielen, sondern wider Willen zu einem Werkzeug der fränkischen Einheitspartei herabgedrückt worden. Das Papstschreiben an deren Gegner, die Bischöfe auf Ludwigs des Frommen Seite, sei von Agobard verfaßt und bedeute prinzipiell einen Rückschritt hinter die von Leo III. errungene Stellung, indem die Möglichkeit einer Absetzung des Papstes von diesem selbst zugestanden werde. Wenn ein anonymer Rezensent in der Historischen Zeitschrift Bd. XCII, S. 347 den Beweis für die Zuweisung des Papstbriefes an Agobard als nicht einwandfrei gelungen ansah, so trat doch eine kritische Autorität ersten Ranges wie Oswald Holder-Egger ausdrücklich auf Ohrs Seite und verstärkte dessen Argumente durch den Hinweis auf die Textgeschichte. Methodisch richtig lehnt Ohr Haucks Auffassung ab, der an eine Kollektivarbeit Agobards und Paschasius Radberts gedacht hatte, und beseitigt dessen Annahme, daß Papst Gregor intellektuell beteiligt sei; er hat nur seinen Namen hergegeben.

In einer eingehenden „kritischen Studie“ behandelt Ohr „Die Kaiserkrönung Karls des Großen“. Aus den bereits vorgebildeten Elementen seiner Auffassung, der Unschuld Papst Leos III., der Bedeutungslosigkeit der Krönung, der Richtigkeit der Wahltheorie entwickelt er seine

geschlossene, positive Theorie, mit der er den in so mannigfacher Beziehung dunkeln welthistorischen Akt des Weihnachtstages 800 allseitig zu beleuchten sucht: es ist diejenige, die er selbst „Ovationstheorie" getauft hat. Zunächst führt Ohr die Gedanken seines Kongreßvortrags näher aus und wiederholt seine scharfe Ablehnung der W. Sickelschen Wahltheorie, die durch ihre gelehrte, auch von Ohr als solche anerkannte Beweisführung sich damals großen Ansehens erfreute und auch heute noch, wenn schon mit starker Einschränkung auf die formale Seite, z. B. von Hauck vertreten wird. Indem Ohr das gesamte römische Volk Leo feindlich sein läßt, bleibt ihm für die an sich nicht klar bezeugte Wahl nur die „Clique der engsten Anhängerschaft Leos" übrig; in dieser Herabdrückung der universi fideles Romani (Liber pontificalis) dürfte er zu weit gehen; wo ist die Partei, die den Papst erhoben hatte, und die ewige Partei der Mitläufer? Darum ist Haucks eklektische Meinung noch durchaus vertretbar. Um so mehr ist Ohr im zweiten Teil seiner Ausführungen zuzustimmen, daß nicht Karl die Kaiserkrönung erstrebt und veranlaßt habe: nicht nur dem Modus der Krönung, sondern dem Kaiserprojekt überhaupt stand der Frankenherrscher fern. Ob er kurz vor der Krönung etwas von dem Plan erfahren habe, läßt Ohr dahingestellt. Für den wahrscheinlichsten Grund von Karls späterer ablehnender Haltung sieht er den an, daß ihn „das hohle pathetische Gepräng" abstieß.

Im dritten Kapitel nun geht Ohr zur Darlegung seiner positiven Theorie über: In Rom ist der Urheber des folgenschweren Projektes zu suchen, der Papst und die Seinen haben es erdacht „und — so scheint es — ganz ohne Vorwissen Karls ausgeführt". Leo hat dabei nicht eine Übertragung der Rechte des byzantinischen Kaisertums, überhaupt keine Rechtshandlung beabsichtigt; die Rechtsfolgen werden aus der späteren, von Persönlichkeiten abhängigen Entwicklung des damals noch unbestimmten Rechtsbegriffs erklärt. Nicht das Papsttum — darin stimmt Ohr dem Franzosen Kleinklausz bei — hatte Interesse an Karls Kaiserkrönung, unter deren Folgen es zunächst noch lange zu leiden hatte; sie war ein Werk der persönlichen Politik Leos III. Sackurs Blutbanntheorie — nur als Kaiser, nicht als Patricius habe Karl über die Gegner des Papstes die hohe Gerichtsbarkeit üben können —, die Hauck später in

überzeugender Weise mit der Wahltheorie und der Zurückführung der Urheberschaft auf Leo verknüpft hat, schließt Ohr als zu spitzfindig aus; er gibt mit Hauck, Hampe und den meisten Forschern zu, daß wir über Leos Motive keinerlei Überlieferung haben. Dies ist überhaupt der schwierigste Punkt des ganzen Problems, der immer hypothetisch bleiben wird (Hauck). Den bisherigen Lösungsversuchen, die Leos politische Hintergedanken zu ergründen streben, zieht Ohr „ein neues non liquet" vor, ist aber geneigt, das ganz unpolitische Agens der Dankbarkeit zur Erklärung von Leos Handlungsweise ins Feld zu führen: der Papst nahm keinen Rechtsakt vor, er brachte Karl nur eine Huldigung, eine besonders feierliche Ovation dar. Nur die Möglichkeit wird zugegeben, Leo habe durch den Kaiser seine Sicherheit besser schützen wollen, als es durch den Patricius geschehen konnte. Die Ovationstheorie würde sich mit politischen Plänen des Papstes nicht vertragen. „Nur einen Titel gab man dem Frankenherrscher, an das Imperium dachte niemand." Leo, der einerseits vielleicht sich einen stärkeren Schutz zu schaffen glaubte, dem aber doch politische Konsequenzen ganz fern lagen, hat die Tat in allen ihren Folgen wahrscheinlich bei der Kürze der Zeit nicht überdacht; ihr Widerhall überraschte „die Urheber des wohlgemeinten Theaterspiels"; die Kaiserkrönung von 800, der Ursprung einer für unsere deutsche Geschichte im Mittelalter so überaus verhängnisvollen Entwicklung, war ein zufälliges Ereignis oder ein Werk der Vorsehung. Aber freilich sieht Ohr in der theokratisch-nationalen mittelalterlichen Kaiserpolitik kein nationales Unglück, sondern eine Bereicherung des deutschen Lebens, den Erwerb hoher individueller Freiheit, des persönlichen Charakters unserer deutschen Kultur. So mündet das Werk in ein stolzes Bekenntnis von Ohrs Geschichtsauffassung und Kulturideal aus, wie es oben genetisch zu entwickeln versucht wurde. Die Arbeit ist Gerhard Seeliger gewidmet und wurde von der Universität Tübingen als Habilitationsschrift angenommen.

Hier gilt es keine Rezension zu schreiben; wir wollten nur den Wesenskern dieser bekanntesten Arbeit Ohrs und dessen Zusammenhänge mit seiner ganzen Persönlichkeit zeigen; das Buch ist in einem stark subjektiven Ton geschrieben, ein Rezensent, der sich ebenfalls als Gegner der Wahltheorie, wenn auch nicht aus den gleichen Gründen,

bekannte, hob das „lebhafte Selbstbewußtsein" des Autors hervor. Gegen Vorwürfe dieser Art und gegen Detailpolemik hat Ohr sich später verteidigt; von den Bestandteilen des Systems hat sich die ideale Wertung Leos III. am wenigsten durchgesetzt; sie lehnt auch Hampe ab, der sonst Ohr gegen andere Kritiker beitrat und der Arbeit in der Hauptsache wie auch in einer Einzelheit, die Behandlung der Laudes (der Akklamation nach der Krönung) lebhafte Anerkennung zollte; ebenso Hauck, der große Teile der Ovationstheorie in sein eklektisches System übernimmt und die Urheberschaft Leos für erwiesen, aber nicht die Wahl der konkreten Form der Huldigung für erklärt hält. Dietrich Schäfer und Michael Tangl lehnten Ohrs Hypothese ab. Wie Haucks Neuauflage von 1912 zeigt, hat sich die Untersuchung Beachtung erworben und wird ein wichtiger Beitrag zur Lösung des zentralen Problems bleiben; mindestens ein bedeutender Teil der Ergebnisse bleibt zu Recht bestehen. Einwendungen wie die genannten suchte Ohr in dem Aufsatz „Die Ovationstheorie über die Kaiserkrönung Karls des Großen" (Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. XXVI, S. 190—213) zu zerstreuen, hier findet sich die oft zitierte Bezeichnung der Kaiserkrönung als „wohlgemeinter Theatercoup ad maiorem regis gloriam". Durchaus gelungen ist die Replik gegen die Kritik von Ohrs Ausführungen über die Laudes und andere Punkte durch Johannes von Walter; auch gegen den Tadel seiner von der konventionellen abweichenden Ausdrucksweise durch einen anderen Forscher setzte er sich energisch zur Wehr und beanspruchte das Recht, seinen eigenen Stil zu schreiben. Der Blutbanntheorie kommt er jetzt etwas weiter entgegen, er lehnt sie, durch Heinrich Böhmers Eintreten für Sackur bewogen, nicht mehr a limine ab; auch die politischen Gründe Leos III. treten neben der Dankbarkeit stärker hervor. — Schon vorher hatte Ohr (Alte und neue Irrtümer über das Karolingische Staatskirchentum, Histor. Vierteljahrsschrift 1905, S. 57—69) in ähnlicher Weise die Ergebnisse seiner Dissertation über den karolingischen Gottesstaat gegenüber zwei Verfechtern extremer Theorien geschützt, dem unkritisch-schönfärberischen Buch von J. de la Servière, das den papalistischen, und dem viel ernsteren, auch von Ohr als solches rückhaltslos anerkannten von Heinrich Lilienfein, das den ghibellinischen Standpunkt einnimmt; gegen diesen hat er

nur einzuwenden, daß ein gewisser Schematismus, das Hineintragen moderner Kategorien in alte Zeiten, unhistorisch sei. Ein weiterer Ausbau von Ohrs Ansichten über die Karolingerzeit scheint in der Form einer Geschichte des Kirchenstaates beabsichtigt gewesen zu sein, die er mehrfach ein Bedürfnis nennt und von der er sagt, nur in ihrem Rahmen lasse sich die weitere Entwicklung der Ideen des Gottesstaates und des päpstlichen Primates verfolgen. Auch in akademischen Übungen wählte er die Kaiserkrönung zum Gegenstand, doch ist er nicht mehr dazu gekommen, etwas weiteres auf diesem Gebiete zu veröffentlichen.

Auf dem Gebiete der schwäbischen Territorialgeschichte, das seit Tübingen vor der Karolingerzeit in den Vordergrund trat, steht die umfangreiche und mühsame Publikation der Württembergischen Landtagsakten von 1498 bis 1515, jener wichtigen Zeit kurz vor der Vertreibung Herzog Ulrichs; er legte die Ausgabe im Verein mit Erich Kober 1913 vor. Seine zweite Habilitationsschrift, die von der Universität Frankfurt angenommen, doch infolge des Krieges nicht mehr gedruckt wurde, beutete das kostbare Material für die württembergische Ständegeschichte aus. Kleinere Beiträge zur schwäbischen Geschichte sind „Ein Brief Konrad Breunings" (Württembergischer Staatsanzeiger vom 16. September 1904), „Die Entstehung der württembergischen Herzogswürde" und „Eberhard im Bart" (ebenda 1905, Beilage Nr. 8/9), „Lamparters Sold" (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. Bd. XIV, 1905, S. 71—80), „Die Absetzung Herzog Eberhards II. von Württemberg" (ebenda, Bd. XV, 1906, S. 337—367), „Miszellen zur württembergischen Geschichte am Vorabend der Reformation" (Weimarer Akten zum Tübinger Landtag von 1514, Würzburger Akten zum Huttenschen Handel, Tübinger Studentenschulden 1519, ebenda, Bd. XVIII, 1909, S. 269—281), „Die Entstehung des Bauernaufruhrs vom armen Konrad" (ebd., Bd. XXII, 1913, S. 1—50), „Antonio de Beatis" und „Die Kultur am Vorabend der Reformation" (Christliche Welt XXI, 1907, Nr. 38).

Zuletzt beschäftigten Ohr die Probleme der Freimaurerei. Während des Krieges hatte er Gelegenheit, in Frankreich die Eigenart der dortigen Logen quellenmäßig

zu studieren und sich mit dem Geiste der Franc-Maçons, die so kläglich die auf sie vom Standpunkt internationaler ethischer Kulturideale aus gesetzten Hoffnungen enttäuscht hatten, auseinanderzusetzen; seine Studien legte er in dem tiefempfundenen und auch für den Nichtfreimaurer fesselnden Buche „Der französische Geist und die Freimaurerei", Leipzig, 1916 nieder. Es sollte sein letztes Werk sein; er hat dessen Vollendung nur kurze Zeit überlebt. Wie ein Gruß aus dem Jenseits wirkt das nach seinem Heldentod in der freimaurerischen „Monatsschrift zur Sammlung der Geister", „Der unsichtbare Tempel", Bd. I (Okt. 1916, S. 434—441) erschienene Kriegstagebuch 1915.

Wir versuchten aus den wichtigeren historischen Arbeiten Wilhelm Ohrs die Hauptgebiete seiner Forschung, seine wissenschaftlichen Verdienste, die Eigenart seiner Arbeits- und Denkart, seine wissenschaftliche Persönlichkeit zu ergründen. Vielseitige geistige Interessen gehen auch aus diesem Ausschnitt seines Lebenswerkes hervor; und daneben weite Ausblicke, Pläne, Entwürfe, Anfänge neuer größerer Schöpfungen. Genug, ein Bild von dem zu gewinnen, was wir an ihm verloren haben; zu wenig, um ein abschließendes Urteil über ihn als Gelehrten zu fällen. Persönlich war er unendlich viel mehr, als er uns in seinem jungen Leben hat hinterlassen können; das können nur seine nächsten Vertrauten voll ermessen. Wie Baldur verließ er uns in sonnigem Jugendmut, noch unberührt von den Enttäuschungen späterer Lebensjahre. Dürfen wir Freunde uns mit dem tiefen Wort des Griechen trösten: Wen die Götter lieben, der stirbt jung?

Fedor Schneider.

Der Nationalverein

Als sich das Fähnlein der Getreuen vom Nationalverein aus der ersten Kümmernis um unseren teuren Toten von der Persönlichkeit Wilhelm Ohrs zu dem Gedanken an die Sache erhob, ward die Meinung auf vielen Seiten laut: nun der Meister von hinnen ging, müssen wir wohl auch den Nationalverein auf die Bahre legen. Und wenn nicht sofort der andere Gedanke Wurzel schlug: wir sind ihm schuldig, daß wir vollenden, was er begann, so lag das daran, daß uns Ohr und Nationalverein eins erschien, vom Anfang bis zum Ende Eines. Der Nationalverein war uns der formgewordene Körper, dem die lebendige Seele Ohr entschwunden. Der Körper schien tot, da der Geist, der ihn erfüllte, zu den historischen Vorkämpfern eingegangen war.

„Nur der Lebendige beherrscht das Leben!" Diesen Satz hatte Ohr gleichsam als Motto dem Nationalverein vorangesetzt. Immer aufs neue sprach er ihn aus, mit unermüdlicher Erfindungsgabe wandelte er ihn ab. Er war das Gesetz seines eigenen Handelns und er wollte ihn zum Gesetz der Arbeit für die liberale Idee machen.

Lebendige Arbeit war zu leisten. Der Liberale war ja gewohnt, nur zu Wahlzeiten zu agitieren. Übers Jahr genügten ein paar Paradeversammlungen, in denen bedeutende Namen durch sorgfältig abgestimmte Reden und wohlvorbereitete einstimmig anzunehmende Resolutionen die Verbindung mit dem Volke aufrechterhalten sollten. Die agitatorische und organisatorische Kleinarbeit überließ man — den Sozialdemokraten, den Agrariern und dem Zentrum. Man zehrte von der großen Begeisterung, und ließ sich Einfluß und Anhang aus den Fingern gleiten. Ein übriges tat die unendliche Zersplitterung in Gruppen und Grüppchen, die das Wort Liberalismus zu einem quallenartigen glatten Etwas machte, das sich jede Hand anders formte, unter dem sich jeder etwas anderes dachte und das darum

jedem, der vom Begriff die goethesche Meinung hatte, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen, inhaltlos wenn nicht gefährlich erschien.

Lebendige Arbeit! Man mußte neuen Feuerwein in die alten Schläuche gießen. Man mußte die liberale Idee geistig durcharbeiten, sie befreien von den Schlacken des Tagesstreits und Parteigezänks. Man mußte die ewigen Werte, die sich mit liberaler Weltanschauung verknüpfen, aufzeigen, mußte die liberale Weltanschauung in ihrer historischen, philosophischen, ethischen Bedingtheit herausstellen und sagen, bestimmt und eindeutig: „das ist liberal!"

Hier liegt der Kern von Ohrs geistigem Vermächtnis. Daraus entsprang mit logischer Notwendigkeit die Art seines öffentlichen Wirkens, wie es sich im Nationalverein kristallisierte.

Aus der Arbeit an der Grundfrage „Was ist liberal" ergab sich so recht die Oberflächlichkeit der trennenden Gesichtspunkte. Von den tieferen Idealen wollte, — konnte sich keine der Parteien entfernen. Nur die Wege waren andere. Anderes Temperament, andere Taktik, — das waren die wirklichen Scheidewände. Diese Erkenntnis mußte als Erstes zur Förderung der liberalen Einigung führen.

Die Verwirklichung dieser Forderung würde von selbst kommen, wenn die Idee, die zu ihr führte, Allgemeingut geworden. Dies ergab als zweites: liberale Erziehung. Mit der Erkenntnis und Verbreitung der liberalen Grundtatsachen mußte die Begeisterung für ihre hohen Ideen wachsen, wie das Bewußtsein ihrer Notwendigkeit, die Lust, sie weiter zu vertiefen, sie zum herrschenden Prinzip auszugestalten. Und so wurde die liberale Erziehung zur politischen Erziehung im allgemeinsten Wortsinn. Damit aber war die wichtigste politische Kleinarbeit, die Vorarbeit am Volke, auf deren Grundlage erst großzügige Politik überhaupt möglich wurde, eingeleitet. Sie führte also gerade zu jener Tätigkeit, die das Stiefkind aller liberalen Parteien war, und ein Verein, der sie pflegte, mußte im besten Sinne über diesen Parteiungen stehen. Er konnte von gesinnungslosem Mischmasch ebensoweit entfernt sein wie von Eingriffen in die aktuelle strenge Parteitätigkeit.

Liberale Einigung — liberale Erziehung, mit diesen Gedanken suchte und fand Ohr Männer aus allen liberalen Lagern, die die Gründung des Nationalvereins im März 1907 in die Hand nahmen.

Zunächst schlug besonders die Idee der Einigung ein. Man konnte eigentlich so gar nichts dagegen sagen. Die Leitungen der großen Parteien und die Fraktionen hielten sich zunächst zurück. Sie konnten und wollten die Ziele, die hier auftraten, nicht ablehnen, aber man fürchtete zunächst, es werde eine neue Partei entstehen, die die Zersplitterung nur noch mehr vergrößere. Man fürchtete Übergriffe und wollte erst die weitere Entwicklung abwarten; es regnete eine Fülle jener halben Zustimmungen, deren eifrige „Aber" im Nachsatz robusten Prügeln glichen, über die der junge Verein leicht stolpern mochte, wenn er die Füße nicht tüchtig hob. Und es gab auch noch gefährlichere Mißverständnisse, die aus dem Mißtrauen entsprangen. Von keiner Seite innerhalb der liberalen Parteien aber kam eine offene Gegnerschaft. Dagegen wuchs um den kleinen Kreis der Tätigen zusehends ein größerer von Vertrauenden, Politikern jeder liberaler Schattierung, die unvoreingenommen das Gute und Notwendige der Ziele Ohrs erkannten und insbesondere dem Gedanken der liberalen Einigung warme Neigung entgegenbrachten. Es ist erstaunlich wie viele gerade der hervorragendsten Menschen Ohr immer wieder und wieder für seine Ideen fesseln und zur Wirkung bringen konnte. Die Ohr-Gemeinde wies die glänzendsten Namen auf.

Eine Art vorbereitende Gründungsversammlung hatte im März 1907 im Rathaussaal in München stattgefunden; hier wurde Geheimrat Prof. Günther der erste Vorsitzende. Aber erst bei der Heidelberger Tagung im Juni des gleichen Jahres, zu der als zu einem „liberalen Kongreß" eingeladen worden war, trat der Verein zum ersten Mal an die breitere Öffentlichkeit. Man kann die Heidelberger Tagung als die eigentliche Gründungsversammlung bezeichnen. Ohr selbst trat in Heidelberg nicht in den Vordergrund; er war auch nie Vorsitzender des Vereins. Nicht repräsentieren, sondern arbeiten wollte er, er hatte in diesem Sinne für sich die Stelle eines Generalsekretärs geschaffen, die später, als Verlag und politisches Seminar im Mittelpunkt der Arbeit stand, in die eines Direktors des Nationalvereins um-

gewandelt wurde. Gerade aber bei dieser persönlichen Zurückhaltung verstand es Ohr, sachlich dem Verein seinen Inhalt zu geben, die Mitglieder für seine Ideen zu gewinnen, und er war es stets, der alle Fäden in der Hand hielt, dessen Geist man aus allen Äußerungen des Vereins wiedererkennen kann.

Der Absicht eines „liberalen Kongresses" zufolge stand im Mittelpunkt der Heidelberger Tagung die Rede Gotheins über „Die Grundlagen des Liberalismus" und in den Debatten traten die Vertreter der verschiedenen Richtungen aus allen Gauen Deutschlands auf. Vor allem wußte Korell durch begeisternde Ausführungen zu fesseln. Ein Referat Theobald Zieglers mußte wegen Verhinderung des Redners abgesetzt werden. Der damalige Münchener Abgeordnete Gotthard Wölzl hielt ein zweites Referat. Rede und Gegenrede bewegte sich noch nahezu ausschließlich um die Frage, ob es möglich sei, den so zersplitterten Liberalismus zu einigen; ob die trennenden oder die einigenden Gründe zahlreicher und tiefergreifend seien.

Ohr selbst sprach außer in den vorbereitenden Sitzungen in der eigentlichen Tagung erst gegen Schluß über die Aufgaben des neuen als Erbe des alten Nationalvereins. Wie seine Meinung damals war, erhellt am besten aus dem ersten Aufruf des Vereins, der vor der Tagung verbreitet worden war. Hier ist die „Einigung" als „die Forderung" logisch aus den Tatsachen entwickelt. „Wir sind einig" heißt es da, „in der Pflege nationaler Gemeinschaft" . . . „Wir sind einig in dem Verlangen nach freiheitlichem Ausbau der inneren Einrichtungen des Reiches und der Einzelstaaten" . . . „Wir sind einig in der Forderung einer freien und volkstümlichen Erziehung" . . . „Wir sind einig in dem Gedanken der sozialen Reform auf dem Boden der Freiheit und Gerechtigkeit" . . . „Das sind vier große Richtpunkte, die dem gesamten Liberalismus gemeinsam sind. Sie sollen die Tätigkeit unserer neuen Gemeinschaft bestimmen." Und endlich: „Der alte Nationalverein . . . hat die Einigung Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage erstrebt und mächtig gefördert. Der neue Nationalverein soll . . . die Einigung des deutschen Liberalismus organisieren, des Liberalismus der sozialen und Erziehungs-Arbeit." — Das sind Sätze, die bereits den Meister verraten; den Geist, der ihn erfüllte und mit dem er den Verein

erfüllte, indem er sich das Werkzeug schuf zu ihrer praktischen Verwirklichung. Aus seiner Erkenntnis der liberalen Idee heraus bejahte er die Einigung, wie sie dann auch die Tagung bejahte, ohne vorerst den zweiten Schritt zur liberalen Erziehung zu beraten.

Erst allmählich trat weiterhin die Idee der Einigung als Ziel zurück hinter den Weg, der über die liberale Erziehung führte. Während die Heidelberger Tagung noch voll war von der „Idee", hatte Ohr inzwischen „die Mittel sich gespart, die Wege sich offen gehalten". Der Verein hatte sich weder bei der Gründung in München noch in Heidelberg formgerechte Satzungen gegeben. Es waren nur die zur Geschäftsführung notwendigen Ausschüsse und Instanzen eingesetzt worden, wobei man nicht Ämter schuf, außer dem des Sekretärs, sondern mehr eine Art erweiteter Interessentenkreise festlegte, deren Mitglieder zwar durch die Mitgliederversammlungen bestätigt, jedoch von Fall zu Fall nach Bedürfnis frei zugezogen wurden und deren Beauftragung in nichts außer der Vertretung der Vereinsziele bestand. Ohr war ja immer Gegner von Programmen, welche an den Buchstaben banden. Er hat damals mit voller Absicht die vereinsmäßige Form als das unwesentliche beiseite geschoben, um diese dann aus der späteren Erfahrung bestimmen zu können. Lediglich für die Werbearbeit wurden Leitsätze aufgestellt, die die Ziele verdeutlichen und Äußerungen des Mißtrauens entkräften sollten.

Als praktischen Weg zur Einigung besprach Ohr erstmals in der Mitgliederversammlung vom 22. Juni 1907 die Frage der liberalen Erziehung, in deren Durchführung man mit keiner der liberalen Parteien in Widerspruch geraten dürfe. Er dachte damals in erster Linie an die Herausgabe von Flugschriften und an die Veranstaltung von Unterrichtskursen. Hierin zeigte sich, daß Ohr zwei Vorbilder vorschwebten. Die ideale Zielsetzung war Fortführung des alten Nationalvereins in dem oben angedeuteten Sinne. Die praktische Arbeit sollte eine ähnliche sein, wie sie der „Volksverein für das katholische Deutschland" dem Zentrum in so hervorragender Weise leistete. Ohr zog diesen häufig als Beispiel heran und ich fand in seinen Gesprächen, wie in zurückgelassenen Papieren manche Hinweise darauf, wie eingehend er sich mit dem Studium seiner Einrichtungen be-

schäftigt hatte. — Nach Heidelberg war Ohr mit den allgemeinen Vollmachten ausgestattet, welche dem Organisator freie Hand ließen. Die Geister waren für die Idee im ganzen gewonnen, über das „Wie" zerbrachen sich die Politiker im allgemeinen die Köpfe nicht.

Erst auf der Münchener Tagung 1908 wurde etwas ähnliches wie Satzungen angenommen. Auch damals erschien es, wie es in den Anträgen hierzu heißt, dem geschäftsführenden Ausschuß nicht richtig, das noch nicht ausgereifte Organ in Satzungen zu schnüren. Es wurden Beschlüsse gefaßt, welche die notwendigsten Formalien enthielten und welche namentlich hinsichtlich der Tätigkeit die Bahn offen ließen. Wiederum zeigte sich mit voller Deutlichkeit, wie alle Mitglieder das Ziel wollten: den geeinigten, vertieften Liberalismus, wie man aber über die praktische Tätigkeit mit der Stange im Nebel herumfuhr, sich entweder in Kleinlichkeiten verlor oder auf den Mann vertraute, der nicht lange fragte, sondern handelte und der in all der stillen Arbeit zielbewußt zeigte, daß er's verstand. Aus den Aufzeichnungen über die Debatten und Beschlüsse der Münchener Tagung tritt wiederum mit besonderer Deutlichkeit hervor, wie sehr Ohr dem Verein seinen Stempel aufprägte.

Schon vorher, Ostern 1908, hatte der erste Ausbildungskurs in Frankfurt stattgefunden und Ohr konnte über einen vollen Erfolg berichten. Ein „innerer" Erfolg war's, mit den vermittelten Kenntnissen und dem Lernerfolg konnte man billig zufrieden sein. Lediglich über die Auswahl der Kursteilnehmer, von denen manche für die eigentliche politische Kleinarbeit, die Tätigkeit des politischen Unteroffiziers, wie man's nannte, verloren gingen, wurden Klagen laut. Immerhin, Ohr hatte in dem ersten Versuch die Wichtigkeit und die Wirkungsmöglichkeit der Kurse erkannt. Wenn er damals sagte: „dieses Kurswesen muß eine der hervorragendsten Tätigkeiten des Nationalvereins sein und bleiben. Wir müssen soviel Kurse abhalten, wie es nur geht, und alle unsere Gedankenarbeit in dieses Kurswesen hineinstellen . . .", — so deutete er an, welcher Weg ihm für seine weitere Arbeit vorschwebte. Wer je einen der Ohr'schen Kurse mitgemacht hat — tausende sind in der Tat durch sie gegangen — kann sich der Richtigkeit dieser Gedanken nicht entschlagen. Er weiß aber auch, wie

stark gerade Ohrs Persönlichkeit mit den Kursen verwoben war, wie diese so gut wie ausschließlich auf Ohr beruhten. Mit den Jahren bildete sich eine eigene Methode aus, die Ausbildungskurse technisch durchzuführen, Ohrs eigenstes Werk. Eine ungeheure Arbeitskraft, eine unermüdlich zähe Begeisterung gehörte dazu, immer wieder Ort und Zeit so zu wählen, daß genügendes Interesse vorlag, die Referenten unter einen Hut zu bringen und wiederum eine einheitliche Gemeinde von Teilnehmern zusammenzuführen. Die weitreichenden persönlichen Beziehungen Ohrs gaben erst die Anknüpfungsmöglichkeiten, besonders aber die Kunst, die Menschen zu finden und für seine Ideen zu erwärmen, mehr noch: sie zur Tätigkeit zu bringen; nicht zuletzt aber das eigene umfassende Wissen und die eigene Weiterbildung, die Ohr befähigten, einen großen Teil der Referate selbst zu bestreiten und scheinbar mühelos zu leiten.

Der Historiker Ohr wußte sich in den Kursen als Lehrer selbst zu bilden, und ich erhielt aus dem ersten Kurse, dem ich selber angehörte, den lebhaftesten Eindruck davon, daß Ohr nicht eigentlich als Lehrer, als Besserwisser erschien, sondern als Lernender unter Lernenden, der seine Überlegenheit auf vielen Gebieten durchaus nicht merken ließ, sondern als Glied in der Lerngemeinde aufging und gerade dadurch den Teilnehmer zu innerer Mitarbeit emporhob. So wurde aus dem Historiker der Politiker und der Sozialpolitiker.

Mit der Einführung und Pflege des Kurswesens beginnt eine neue Phase in der Entwicklung des Vereins. So glänzend auch der Verlauf der Münchener Tagung war — man erkannte, daß solche Tagungen nicht den Schwerpunkt der Vereinstätigkeit bilden konnten. Die liberale Einigung ließ sich nicht durch derartige Veranstaltungen in großem Stile herbeiführen. Umsomehr rückte der Wert der Erziehung in den Vordergrund, die mehr der stillen Arbeit als der lauten Reklame bedurfte. Die Tagung konnte aber auch hierin nur Anregungen geben, über Zweckmäßigkeiten und Möglichkeiten debattieren und so nichts positives schaffen. Denn es kam bei diesen Dingen doch jeweils auf den praktischen Versuch an. So wertvoll darum die Aussprache über Kurs- und Schriftenwesen war: es kam nichts neues hervor als eine mehr oder weniger unbedingte Anerkennung der Vorschläge und Ausblicke, die Ohr gegeben hatte. Die

Hauptversammlung selbst sprach sich dafür aus, daß eine regelmäßige alljährliche Tagung nicht notwendig sei.

Nicht zuletzt die Ablehnung der Kongreßtätigkeit durch die offiziellen Parteileitungen und die Tatsache, daß diese spezielle Aufgabe mehr und mehr, für Bayern wenigstens, durch die liberale Arbeitsgemeinschaft übernommen wurde, brachte es mit sich, daß die Zweite (Münchner) Tagung gleichzeitig auch die letzte war. Nur mit vieler Mühe konnten eine Anzahl Parteivereine zum korporativen Beitritt veranlaßt werden; weit mehr wuchs der Zuzug von Einzelmitgliedern. Gerade von den korporativen Mitgliedern hatte man am meisten für die direkte Durchführung des Einigungsgedankens erwartet. Sie sollten auch das finanzielle Fundament des Vereins bilden. Daß sie die Erwartungen enttäuschten, mußte den Wunsch nach größerer Unabhängigkeit in der Art der Arbeit zeitigen, die den Verein finanziell auf eigene Füße stellen sollte. Ohr verzichtete darum zunächst auf weitere kostspielige Veranstaltungen, welche nach außen wirken, und nahm umso eifriger die interne Arbeit auf.

Dem Namen nach war noch die Tagung im Jahre 1909 als Kongreß bezeichnet. Aber dieser Kongreß war schon so gegliedert und eingeteilt, daß er weit eher als Kurs in größerem Stile aufgefaßt werden muß. Es gab hier eine „Soziale Abteilung“, welche Landtagsabgeordneter Hübsch, eine „Landwirtschaftliche Abteilung“, welche Dr. Fischer-Landsberg leitete, eine für „Schul- und Bildungswesen“, der Rechtsanwalt Kohl, und eine für „Frauenfragen“, der Frau Marianne Weber vorstand. Und es zeigte sich in dieser Veranstaltung schon die Tendenz, die wichtigsten Fragen so zu erörtern, daß daraus weiteres Lehrmaterial entsprang, das für die Entwicklung des Schriftenwesens von Bedeutung sein konnte.

Im übrigen aber nahmen die Kurse in kleinerem intimem Kreise in rascher Folge zu, die bald das wichtigste aktive Werbemittel des Vereins wurden. Denn diese Kurse führten Menschen zusammen, Schüler wie Lehrer, die, einmal an der praktischen Arbeit Ohrs beteiligt, selten mehr ganz für die Bewegung verloren gingen. Sie befriedigten eine doppelte Zwecksetzung, und es ist ein besonders feiner Zug in den organisatorischen Fähigkeiten Ohrs, daß er dies frühzeitig erkannte und mit voller Absicht pflegte: zu dem

ersten und ursprünglichen Zweck der eigentlichen Ausbildung in politischen Dingen, der Erweckung des politischen Interesses und der Förderung politischer Fähigkeiten kam alsbald dieser zweite: das Netz der Nationalvereinsorganisation auszubauen, Vertrauensleute zu gewinnen, Arbeiter im Dienste der Idee an allen Orten Deutschlands zu festigen und dadurch erst das geistige Reich der Nationalvereinsidee zu errichten. Die Gründung von Ortsgruppen hatte ja schon der Heidelberger Tag mit Ohr weit von sich gewiesen. Keine Konkurrenz für die Parteien, keine Horte möglicher Unzufriedenheit und Sonderpolitik — dafür der Marsch aufs Ganze: echten Liberalismus in alle Vereine hineinzutragen, und überall Getreue finden, die im Sinne des liberalen Ideals die eigentliche Nationalvereinsarbeit verrichteten, indem sie die Werbearbeit im kleinen, die Heranziehung der Gleichgültigen, die Erziehung zum Liberalismus, die Vertiefung der liberalen Ideen pflegten und damit die künftige liberale Einigung vorbereiteten.

Ohr hat ja in etwas amerikanisch-humoristischer Art seinen „Heinrich Müller" gezeichnet, den Mann, der alles tut, der alle Kleinarbeit übernimmt und organisiert, der nie redet und immer arbeitet; der Vereine gründet, große und kleine Versammlungen veranstaltet, Schriften vertreibt, die Wahlen vorbereitet. Manche mögen die „Berichte" über „Heinrich Müllers" Tätigkeit im „Neuen Weg" belächelt haben, vielleicht auch wegen der grobklotzigen Art der Darstellung, die auf wenig komplizierte Naturen berechnet schien: was hier im Volkston gegeben wurde, war die vergröberte Zeichnung des politischen Menschen, wie ihn Ohr erziehen wollte. Der einfache Heinrich Müller sollte der im stillen wirkende und desto erfolgreichere Nationalverein sein. Ein gutes Stück Erziehungsziel war in Heinrich Müller, dem rührend eifrigen, rührend treuen, verkörpert.

„Heinrich Müller" zeigt übrigens auch, welch beachtenswerter Taktiker der Organisator Ohr war. Wahrhaft großzügig müssen die im „Neuen Weg" und in den Kursen wiedergegebenen Lehren über praktische Werbetätigkeit genannt werden. Allerdings muß hier hinzugefügt werden, daß Ohr in der Praxis nicht immer ebenso Glück hatte — das nun einmal auch zum organisieren gehört —, wie in der Theorie. Manchmal gelang es ihm nicht, seine glänzende Theorie in die Praxis zu übersetzen. Oft, wenn er nicht die

geeignete Hilfsarbeit fand, oder wenn diese, anfänglich gut, später enttäuschte, dann wurde auch Ohr mutlos. Jedoch nur so, daß er in dem kaum ausgesprochenen Gefühl des Mißerfolges nicht die Kraft fand, die einmal verfahrene Sache selber aufs neue in die Hand zu nehmen. Dafür schritt er aber zu neuen Ideen fort, deren unabhängige Durchführung von nachwirkendem Erfolge für das alte Streben sein sollte.

Jedenfalls war das Kurswesen selbst, und was sich daraus weiter ergab, diejenige praktische Arbeit Ohrs, die eigentlich am meisten direkten wie indirekten Erfolg brachte, und die auch Ohrs persönlicher Befähigung — die meiste Arbeit erledigte unstreitig er selbst — am besten entsprach. Wie reich diese Tätigkeit war, darüber einige Worte. Es fanden außer dem ersten Versuchskurs in Frankfurt zunächst noch zwei weitere in Frankfurt statt; nach dem vom 15.—21. April 1909 folgte im gleichen Jahre als vierter der erste auswärtige Kurs in Göttingen (49 Teilnehmer). Das Jahr 1910 brachte gleich sieben weitere Kurse und zwar — indem ich die Teilnehmerzahl soweit bekannt in Klammern beifüge — 5. in Mainz (75), 6. Frankfurt (47), 7. München (55), 8. Mühlhausen i. E. (ca. 150), 11. Göttingen (40), 12. Würzburg (Tageskurse 12—15, Abends 30—40), 13. Straßburg (25, bzw. 35). Der zehnte Kurs, welcher für Bremen vorbereitet war, mußte „aus lokalen Gründen" vertagt werden. Im Jahre 1911 fanden 12 Kurse statt; nämlich 9. Neustadt a. H. (30 bzw. 50), 14. Stuttgart (20 bzw. 30), 15. Nürnberg (150), 16. Darmstadt (61), 17. Frankfurt (ca. 50), 18. Mainz (150), 19. Speyer (150), 20. Berlin (ca. 50), 21. Berlin (ca. 40), 22. Neumarkt i. O. (ca. 20), 23. Ansbach, 24. Gießen.

„O, wenn Ihr ahntet, Ihr Zweifler und Jungeneifrige, welche Arbeit in diesen 22 Kursen steckt! Und welch ein Segen!" — schrieb Ohr nach dem Neumarkter Kurs im „Neuen Weg". Die Kurse wurden stets von Ohr selbst von München aus organisiert in Verbindung mit einem Ausschuß am Orte des Kurses, meist einem oder mehreren Vereinen. Ohr beschaffte die Referenten, stellte Zeiteinteilung und Programme auf, sorgte für Lehrmittel; die finanzielle Fundierung lag dem jeweiligen Ortsausschuß ob. So kam es, daß diese gesamte Kurstätigkeit dem Nationalverein selbst wenig direkte Kosten auferlegte, allerdings

auch keinen direkten Gewinn brachte, es sei denn der an neuen Mitgliedern und Vertrauensleuten. Wie aufreibend für Ohr diese Arbeit war, erhellt am besten aus der Tatsache, daß er mit Ausnahme des Darmstädter, des Mainzer, der beiden Berliner und des Neumarkter Kursus alle selber leitete und einen Hauptteil der Referate bestritt. Das bedeutete, daß er monatelang auf Reisen war und beispielsweise im Jahre 1911 in den Kursen allein, gering gerechnet, 80 bis 100 Vorträge hielt.

Eine ausgezeichnete „Impression" über die Kurse gibt eine 1909 erschienene Schrift August Springers „Frankfurter Eindrücke", Aufzeichnungen eines Fabrikarbeiters mit einem Vorwort von Dr. Fischer-Landsberg, (Buchhandlung Nationalverein, München, Herzog Maxstraße 4). In freier subjektiver Beleuchtung erscheint hier ein Spiegelbild des Ausbildungskursus, der im April 1909 in Frankfurt stattfand. Und die Art, wie dieser Arbeiter sich persönlich hineingezogen und aufgehen fühlte in der Lerngemeinde, die Lehrer und Schüler zusammenschmolz, ist bezeichnend für das persönliche Moment, das den Kursen überhaupt zugrunde lag. Der Geist der Ohrschen Erziehungsarbeit geht von dieser flott geschriebenen Schilderung aus. Dies ist ja auch ein besonderer Zug von Ohrs Auffassung gewesen: nicht kalt und gleichsam aktuell als Politiker wollte er die Menschen sich gegenüber sehen; er wollte vielmehr in dem Wort Partei**freund** das „Freund" wahr machen. Freundschaft und persönliches Interesse sollten helfen, die Lücken zu füllen, die die Meinungen offen lassen mußten. Ich erinnere mich, wie Ohr einmal von einem politischen Freunde, einem wackeren Handwerksmeister, sprach: „Ich hätte so das Bedürfnis diesem Mann die Hand zu drücken, ihn zu fragen: ‚nun wie sind Ihre persönlichen Wünsche und Sorgen beschaffen, was ist mit Ihrer Familie, haben Sie Frau, Kinder, darf ich auch daran Anteil nehmen? Aber solche Fragen fallen keinem politischen ‚Freund' ein; weder sie zu stellen, noch sie zu erwarten. Und ich habe Scheu, sie auszusprechen, der gute Mann könnte mich aufdringlich finden und mein persönliches Interesse mißverstehen." Das ist der Mensch Ohr, wie er in den Kursen wuchs.

Eine Unterbrechung erfuhr die Veranstaltung der Kurse durch die **Reichstagswahl 1912** und die Vorberei-

tung hierzu. Ohr selbst kandidierte ja in Eschwege-Schmalkalden, und er wurde durch seinen eigenen Wahlkampf in demselben Maße beansprucht, wie das Interesse der Liberalen im Lande für Veranstaltungen, welche nicht der Tagespolitik dienten, erkaltete. Der Wahlkampf selbst hatte Ohr körperlich und, wie es schien, seelisch stark mitgenommen. Seine Niederlage drückte wohl mehr auf ihn, als er sich anmerken ließ; es kam eine natürliche Stagnation auch in der übrigen Vereinstätigkeit als Reaktion der Wahlzeit. Manche Enttäuschung, manches Versagen von Menschen, auf die er gebaut, kam hinzu — der Höhepunkt des Vereins war überschritten.

In dem Kurswesen trat eine Änderung insofern ein, als sich neben den seltener werdenden eigentlichen Ausbildungskursen, deren noch einige veranstaltet wurden, die Entwicklung zum politischen Seminar durchbildete. Dies war die Form die eine stärkere persönliche Mitarbeit — Übernahme von Referaten durch die Schüler — bezweckte. Weiter wurden Spezialkurse für besondere Schichten — Studentenkurse, Frauenkurse, Arbeiterkurse — eingerichtet. Endlich richtete der Nationalverein im Rahmen anderer Organisationen, der Frauenorganisationen, des Akademischen Freibundes, politischer Vereine Kurse und Redeschulen ein, die nicht unter seinem eigenen Namen segelten.

Im ganzen läßt sich nicht verhehlen, daß der rechte Schwung mehr und mehr fehlte, und daß Ohr in der Tat auch nach der Verwirklichung neuer Ideen suchte, die den Verein wieder zur Höhe führen sollten. Den äußeren Anlaß zu diesem Niedergang gab, wie oben angedeutet, der Ausgang der Reichstagswahl. Manche unserer Freunde haben die Kandidatur Ohrs für einen Fehler gehalten, die meisten allerdings erst nachher. Ich möchte hier nicht versäumen festzustellen, daß Ohr vorher im Nationalverein die Frage aufwarf und erklärte, er würde die Kandidatur nicht annehmen, wenn sich der Vorstand dagegen ausspreche. Die Mehrzahl sprach sich damals gerade für die Annahme aus, aus der wir uns Vorteile ersahen.

Der tiefere Grund lag wohl darin, daß manche Stütze des Nationalvereins sich als zu schwach erwies, und daß sich gerade durch die Unterbrechung der eigenen Werbetätigkeit Ohrs dies besonders stark zeigte. Und wiederum war es in erster Linie die Entwicklung, die das Schriften-

w e s e n des Nationalvereins genommen, die schließlich zum Stillstand führte.

Ohr hatte anfänglich nur an die Herausgabe von F l u g s c h r i f t e n als Hilfsmittel für die politische Arbeit der Parteien gedacht. Als die Idee der Einigung als das Z i e l zurückgestellt wurde, und die Erziehungsfrage als der W e g in den Vordergrund rückte, ergaben sich zweierlei Bedürfnisse. Einmal und zuerst sollten kleine billige Schriften geschaffen werden, die Erziehungs- und Aufklärungsarbeit an der Gesamtheit leisteten, ebenso wie die Kurse. Zum zweiten stellte sich mit der Veranstaltung der Ausbildungskurse die Notwendigkeit heraus, Lehr- und Lernmittel zu schaffen. Als Lernmittel erwiesen sich notwendig: Monographien, kurze objektive Darstellungen aller der Fragen, die in den Kursen behandelt wurden, gewissermaßen als Gedächtnishelfer für das in den Kursen Gelernte. Ferner Schriften, welche die grundlegenden Fragen des Liberalismus vertieften und dem Kursisten wie überhaupt dem politisch Strebenden Gelegenheit zur Weiterbildung gaben. Endlich Materialsammlungen für Vorträge, für politische Arbeit überhaupt; Schriften, in denen übersichtlich und handlich alles Tatsachenmaterial so zusammengestellt war, wie es der politisch Tätige brauchte. Ohr hat, man kann wohl sagen, in genialer Weise diese Bedürfnisse und ihre Wichtigkeit erkannt, und wieder war es seine Kunst, die geeigneten Menschen zu gewinnen, die den Ausbau des Schriftenwesens zu einer umfangreichen Bücherei ermöglichten.

Die Schriften sollten klein und vor allem billig sein. Daß sie das in Wirklichkeit waren, wurde, so wunderbar dies für die Uneingeweihten klingen mag, mit zur Ursache des Rückganges des Nationalvereins. Denn um es gleich hier zu sagen: billige Schriften sind keine Anreizmittel für den Buchhändler. Das erkannte Ohr und suchte von vornherein den Vertrieb der Schriften auf anderer Basis: durch die politischen Vereine und durch die eigenen Vertrauensmänner. Diese Organisation erwies sich dann hinterher als nicht tragfähig genug, und es wurde vielfach im Lande draußen nicht erkannt, welche wertvollen Waffen zum politischen Kampf hier gereicht wurden. Die „Heinrich Müller" waren eben noch nicht zahlreich genug, die hier dasselbe geleistet hätten, was die Buchhandlungen und Vertrauens-

männer des katholischen Volksvereins, aber auch jeder Vereinsvorsitzende und Bezirkspräses im Zentrum leistet.

Zu der ersten Gattung von Schriften gehören die unter dem Sammelnamen „Volksschriften des Nationalvereins" hinausgegebenen. Es sind 31 Hefte zum Preise von 10—20 Pfg., welche ideelle und materielle Einzelfragen behandeln. Von Ohr selbst sind hierunter: Die Frau und die Politik; Hat Deutschland eine liberale Zukunft?; Politik und Moral; Der Zweck des Staates u. a. Es gehören weiter hierzu verschiedene kleinere Schriften, deren Entstehung zum Teil auf Reden führender Persönlichkeiten zurückführt wie Kerschensteiner, Naumann, Günther, Müller-Meiningen, Schnell, Ludo M. Hartmann. Ferner ist die „Fortschrittsbibliothek" hinzuzurechnen, welche aus Sonderdrucken bedeutender Aufsätze aus dem „Fortschritt" besteht und die gemeinsam mit der liberalen Arbeitsgemeinschaft herausgegeben wurde. In der „badischen Nationalliberalen Bibliothek" wurde endlich, als Versuch zunächst, für die speziellen Agitationsbedürfnisse der Partei eine besondere Schriftenserie, die auf sieben Hefte anwuchs, geschaffen. — Manche Schrift rein zeitlicher Bedeutung ist in diesen Gruppen, wenn auch die große Mehrzahl, über den Streit des Tages hinausgehoben, prinzipiellen Wert besitzt.

Die zweite Gattung umfaßt mit als wichtigsten Teil die großzügig angelegte „Politische Handbücherei", von der zehn Hefte zu je einer Mark erschienen sind. Am bekanntesten ist davon wohl Ohrs „Jesuiten", diese objektiv historische Arbeit aus seinem Spezialgebiet. In der Auswahl der übrigen Themata-Referenten hat Ohr seine geübte Hand bewiesen und Gründliches und Grundlegendes für Arbeiterfragen, Wirtschaftsfragen, Kommunalpolitik, Schule, Frauenbewegung in einheitliche Form gebracht. Noch im Entstehen begriffen war eine andere Sammlung, welche zu besonders brauchbaren Lehrbüchern werden konnte, und die Ohr „Grundfragen deutscher Politik" betitelte. „Verfassung des Deutschen Reiches" von Kauffmann-Stuttgart, und „Einführung in die Finanzwissenschaft" von Henrich-Darmstadt sind die vielversprechenden Anfänge dieser 80 Pfg.-Hefte.

Direkt auf die Ausbildungskurse und auf eines von Ohrs Lieblingsthemen in denselben geht die 20 Pfennig-Serie „Deutsches Parteiwesen" zurück, objektive Darstellungen der

großen politischen Parteien an der Hand ihrer Programme. Ohrs vielgelesenes „Zentrum“ ist darunter. Der Reichsversicherungsordnung tragen drei Hefte von Erkelenz, Levin und Goldschmidt Rechnung, Schriften, die speziell den Arbeitervereinen Material an die Hand geben. Hinzu kommt noch die „Wegweiserbibliothek“, deren drei Hefte die Reichsverfassung, die bayerische Verfassung und das Vereinsrecht behandeln, eine Sammlung, die seit geraumer Zeit wegen des zu kleinen Formates nicht fortgesetzt wurde.

Als grundlegendes Werk ganz im Ohrschen Geiste, außerhalb des Seriengedankens, ist das nahezu vergriffene, im Jahre 1910 entstandene „Was ist liberal“ besonders zu würdigen. Nelson, Bousset, Cahn und Ohr geben hier vom philosophischen, religiösen, wirtschaftlichen und historischen Standpunkt aus grundsätzliche Untersuchungen, die mit zu den wertvollsten Beiträgen zur Vertiefung des liberalen Gedankens gehören. Die Kritik wächst an zum Glaubensbekenntnis: es gibt echten Liberalismus. Ohr faßt das Seine in die Worte: „Wer nicht auf irgend einem Felde für die Zukunft baut, stützt mittelbar die Mächte des Rückschritts. Nur der Lebendige beherrscht das Leben.“

Über die „Vorkämpfer deutscher Freiheit“ ist besonders zu reden. Der Historiker Ohr kannte die Schätze an freiheitlicher Begeisterung, die in den Reden und Schriften der Politiker der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ruhen. Es war zweifellos eine seiner fruchtbarsten Ideen, mit der Hebung solcher Kostbarkeiten gleichzeitig eine wichtige Erziehungs-Arbeit zu verknüpfen. Er brachte diese Sammlung, die auf 38 Hefte im Preise zwischen 20 Pfg. und 1,25 Mk. gestiegen, zustande, indem er sich die Bearbeiter der einzelnen Stücke im Akademischen Freibund heranbildete. Der Freibund zeichnete als Herausgeber, und seine Mitglieder sammelten und sichteten mit wissenschaftlichem Fleiß und frischer Begeisterung. Das Ergebnis war in den erschienenen Schriften eine Fülle des wertvollsten historischen Materials und für die Mitarbeiter die beste Schulung im Sinne der historischen Erfassung der Grundlagen des Liberalismus. Ohr selbst schrieb das Vorwort zu mehreren Nummern. In dem zum ersten Kant-Heft faßt er die Absicht zusammen: „Spiegel und Trost möge dem heutigen Geschlecht der Kampfruf der Vergangenheit werden. Lernen möge es, daß niemand das deutsche Volk versteht, der nicht an seine Zu-

kunft glaubt." Und „. . . daß es im Grunde im öffentlichen Leben auf Reinheit des Wollens allein ankommt."

Diese „Reinheit des Wollens" ist es auch, die Ohr zu einem so begeisternden Führer der Jugend machte. In der freistudentischen Bewegung, im Freibund, in den politischen Jugendvereinen, überall wirkte seine Persönlichkeit in grundlegender Weise. Und diese Reinheit des Wollens ist es auch, die in dem reifsten seiner eigenen Bücher, in dem ebenfalls als Einzelbuch erschienenen „Kampf der Jugend" am schönsten zur Wirkung kommt. Der „Kampf der Jugend" erlebte, jedesmal bereichert und erweitert, vier Auflagen. Die letzte, auf 206 Seiten angewachsene *), trägt die Jahreszahl 1914. Sie muß uns mit als unmittelbarstes Vermächtnis der Persönlichkeit Ohrs gelten. Kerschensteiner sagt darüber: „ich kenne gegenwärtig kein Büchlein, das den echten Liberalismus in gleicher Weise mit den größten Idealen der Menschheit verbindet . . ., wenn man nicht zu den Schriften von Fichte, die oft schwer verständlich sind, zurückgreifen will."

Noch manches wäre zu Ohrs Bemühen, gute billige Schriften ins Volk zu schicken, nachzutragen. Schien nach der literarisch-kritischen Seite die Arbeit Ohrs im besten Gange, so wirkte die praktisch-geschäftliche schließlich hemmend auf seine Kraft. Zur Durchführung der Verlagstätigkeit für all diese Schriften wurde die Buchhandlung Nationalverein als Gesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet. Ohr war aber nicht mit der gleichen Meisterschaft Geschäftsmann wie er Erzieher war. Dazu kam, verknüpft mit den äußeren Umständen des Reichstagswahlkampfes, ein starkes Abflauen des Interesses der Parteivereine; eine lässige, vereinsgemäßige Behandlung der rein geschäftlichen Dinge bei vielen Vertrauensleuten, die durch eifrige Arbeit einiger weniger nicht wettgemacht werden konnte; eine wachsende Indolenz. Andererseits muß zugestanden werden, daß angeregt durch die anfängliche begeisterte Aufnahme der Schriften die Herausgabe neuer Hefte zu stark gefördert wurde und daß schließlich der kurzatmige Geldbeutel den Riesenschritten nicht mehr folgen konnte. Waren Fehler gemacht worden, so stand das Kapital eines katholischen Volksvereins nicht bereit, sie ohne weiteres unwirksam zu

---

*) Brosch. 2.50 Mark.

machen. Die vorhandenen Mittel waren zum größten Teil verbraucht, und es gelang nur in geringem Maße neue Mittel für die idealen Zwecke des Unternehmens flüssig zu machen.

Dies war es wohl im wesentlichen, was Ohr veranlaßte, an neue Ideen heranzutreten. Und er tat dies konsequent, persönlich wie sachlich. Persönlich kehrte er zur wissenschaftlichen Arbeit zurück, habilitierte sich wieder in Frankfurt, hielt Vortragsreisen, um neue Anknüpfungen zu finden. Das sachliche Ziel dieser Bestrebungen aber war das, was er im vertrauteren Kreise „die politische Akademie" nannte. Dies war sein letzter Gedanke für die Entwicklung des Nationalvereins: eine politische Akademie ins Leben zu rufen, welche wissenschaftlich tiefgründend arbeitete; eine Permanenzerklärung der Ausbildungskurse auf höherer Grundlage. Von einer solchen Akademie aus mußten sich die Erziehungsideale in großzügiger und unabhängiger Weise verwirklichen lassen.

Eine Art Vorläufer dieser Idee war die „Sommerakademie", die vom 9—15. August 1914 in Amorbach stattfinden sollte. Was Ohr hierüber sagt, das erweitert den Gedankeninhalt der Politischen Akademie überhaupt: „Wir wollen die Grundlagen unserer Politik in gemeinsamer Arbeit neu durchdenken und die leitende Idee unserer Parteirichtung, den Liberalismus, als gesellschaftgestaltendes Prinzip in selbständiger Weise zu erfassen suchen. Jede Generation hat das Recht und die Pflicht, sich auf das innerste Motiv ihres Handelns zu besinnen. Es gibt kein Dogma im Reich des Geistes. Alles, auch die politischen Grundsätze, bedarf der ununterbrochenen Nachprüfung freier Geister. Gerade die Hochachtung, die wir vor der Gedankenarbeit unserer alten Vorkämpfer haben, zwingt uns, nach dem Satz zu handeln:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Die Vorbereitungen für Amorbach waren vollständig getroffen, da kam der Krieg und machte die Arbeit und die daran geknüpften Hoffnungen zunichte.

*

Wenn wir nun die Summe ziehen aus alledem, was sich um die Worte Ohr und Nationalverein begreift, so sind es

große Zahlen: Nicht viel weniger als ein halbes Hundert Ausbildungskurse, schätzungsweise 2000 Menschen, an denen dadurch politische Erziehung geleistet wurde, etwa zwei Millionen Schriften, ungezählte Einzelvorträge. Das sind freilich noch kleine Zahlen im Vergleich mit denen des katholischen Volksvereins. Aber doch schon ein Anfang.

Und was steht diesen positiven Zahlen gegenüber? Der Mann, der sie schuf, wurde von uns gerissen im Augenblicke, da die Krisis ihren Höhepunkt überschritten, da das Werk unvollendet und ungesichert dastand. Die Indolenz der Masse hatte noch nicht erkannt, wie wichtige, drängend notwendige Arbeit hier dargeboten ward. Sie verschwendete ihre besten Waffen. Das alte Elend, daß politisches Interesse verfliegt, wenn es Mittel und Opfer erfordert — hier hemmte es den wichtigsten Aufstieg.

Sollen wir darum sagen: die Rechnung war falsch? Ohr war zu ideal für seine Zeit? Es schien zuletzt manchmal so, als habe Ohr selbst den Glauben verloren. Nein! hat das erste Trommelfeuer an Kursen und Schriften, hat all' diese Hingabe und Begeisterung die Festung „Gleichgültigkeit" nicht sturmreif machen können, so müssen neue wohlvorbereitete Stürme folgen. Unser politisches Leben hängt daran. Heute mehr als je. Sollten die Tausende, denen Ohrs Persönlichkeit so vieles gab, sich nicht einsetzen wollen, Ohrs Werk fortzuführen? Nicht auf die Form kommt es an, auf die S a c h e. Aber was Ohr im „Kampf der Jugend" so ausdrückte: „wir brauchen die Politisierung der einzelnen Schichten des Volkes", „wir brauchen die Wiedergeburt der liberalen Weltanschauung" — sagt uns dies heute nichts mehr? Das Ziel ist nicht erreicht. Oder wollen wir den Untergang der Persönlichkeit im Kommunismus? (Denn zum Konservatismus sind wir wohl hoffentlich verdorben.) Nein? Dann laßt uns die Waffen brauchen, die Ohr uns schuf, und seine Fahne vorantragen: „Nur der Lebendige beherrscht das Leben." — Das ist sein Vermächtnis. Und das soll unser Dank sein!

Dr. A l f r e d H e l l e r - München.

Wilhelm Ohr und die liberale Arbeiterschaft

Zum Gesamtbild von Wilhelm Ohr gehört mit innerer Notwendigkeit, daß er dem Ringen der deutschen Arbeiterschaft ein lebendiges und tätiges Interesse entgegenbrachte. Alles was nach oben strebte im deutschen Volk, was in der Entfaltung seiner Anlagen und Kräfte gehemmt, in der Beteiligung am geistigen und materiellen Gehalt deutschen Lebens behindert war und doch in sich den Trieb hatte, zu einem vollen und reichen Menschentum hindurchzudringen, hatte in Dr. Ohr einen zuverlässigen Freund, Berater und eifrigen Mitarbeiter. Dabei machte es keinen Unterschied, um welche soziale Schicht es sich handelte. Er wußte, daß im Wald Unterholz und Hochstamm in Wechselwirkung zueinander stehen, daß das erste gesund sein muß, damit letzteres aus ihm herauswachsen kann, daß aber auch gesundes Unterholz nur im Schutz der Hochstämme möglich ist. So war ihm das Volk in seinen mannigfachen Beziehungen eine unlösliche Einheit, und seine Arbeit war bestimmt von dem, was der gedeihlichen Entwicklung dieses Volkes in seiner lebensvollen Vielgestaltigkeit nützen konnte. Er wollte seine wissenschaftlichen Erkenntnisse dem Aufbau des Volkes dienstbar machen.

Wenn wir darum von seinem Verhältnis zur liberalen Arbeiterschaft reden, so wäre es falsch zu glauben, daß er sich für die Arbeiter nur soweit interessiert hätte, als dies parteipolitisch notwendig gewesen wäre oder die Arbeiter sich zum Liberalismus bekannten. Die Arbeiterbewegung war für ihn eine volkswirtschaftlich-politische, wie eine sozialkulturelle Notwendigkeit. Aber er sah in dem geistig-politischen Rahmen, der den Liberalismus als Gesamtbewegung in unserem Volksleben absteckt, den geeignetsten Boden, auf dem die Arbeiter sowohl mit den anderen Berufsschichten, wie mit dem ganzen Staat am sichersten und erfolgreichsten

zusammen wachsen können. Darum arbeitete er an der Arbeiterbewegung in dem doppelten Sinne mit, daß er sowohl für ihre Berechtigung und Anerkennung sich einsetzte und sodann sie mit liberalen Gedanken zu erfüllen suchte. Von diesem letzterem soll hier vor allen Dingen die Rede sein.

Wilhelm Ohr hatte für das tiefe Sehnen volles Verständnis, das die Arbeiterschaft erfüllte. Er wußte, daß ihr Streben niemals nur ein Kampf um Futterplatz und Futtermenge war. Er wußte aber auch, daß ein Stand, der so wurzellos, fast plötzlich in solcher Massenhaftigkeit entstand, notwendigerweise sich in einem Staate und in einem Volke fremd fühlen mußte, an dessen Werden und Gestalten er so völlig unbeteiligt war. Unser Industrialismus war weltweit und die Arbeiter, die ihn trugen, mußten ihn erst mit deutscher Seele, deutschem Gemüt und Geist erfüllen, um in ihm lebensfroh werden zu können. Das war eine solch mühsame Arbeit, daß es daneben nicht möglich war, auch gleichzeitig noch das Volk und seinen Staat so in ihren Notwendigkeiten verstehen zu lernen, daß die Arbeiter zu einer freudigen Bejahung beider hätten von sich aus kommen können. Sie standen zu sehr in den Engtrieben der Arbeit und der täglichen Sorge, als daß ihr Blick das Gewordene und das Werdende so hätte überschauen können, um zu beiden Vertrauen zu haben und für beides Verantwortung zu empfinden. So waren wir alle zu sehr angewiesen auf das, was wir erlebten, und an dem entzündete sich unser Wille, der oft falsche Ziele ins Auge faßte und Willkür und Böswilligkeit sah, wo geschichtliche und volkswirtschaftliche Bedingtheiten mitsprachen.

An dieser Stelle hat Dr. Ohr der Historiker und Politiker uns am meisten geholfen. Zuerst in Württemberg, wo er in den liberalen Vereinen und in politisch-volkswirtschaftlichen Kursen zusammen mit den evangelischen Arbeitervereinen uns die zwingenden Linien darlegte, denen die Entwicklung von Volk und Staat folgt, und uns die Möglichkeiten und Mittel zeigte, wie diese Entwicklung zum Wohl des ganzen Volkes beeinflußt werden könne. Und dann späterhin durch die Gründung und Leitung des Nationalvereins für das liberale Deutschland, durch dessen Büchereien und Kurse, die er hin und her in Deutschland einrichtete und weithin selbst leitete. Er glaubte an die Arbeiter und an den Liberalismus. Und nicht das allein, er

wußte auch, daß ein Liberalismus nicht lebenskräftig ist, dem diejenigen Träger fehlen, die noch etwas von der Zukunft verlangen müssen. Ihm war selbst nichts fertig und abgeschlossen, sondern alles im Werden. Darum freute er sich, mit Menschen zusammen zu arbeiten, die an Aufstieg glaubten, denen es aber galt, dafür innerlich und äußerlich die Mittel an die Hand zu geben und die Wege zu weisen und zu bahnen.

Aber es war bei Wilhelm Ohr noch etwas Besonderes. Er war nicht nur der Techniker, der überlegte, wie der Bau des Deutschen Reiches am besten aufgeführt und das hierfür gebotene Material am besten ausgenutzt werden könne. Nein, ihm waren Volk und Staat Organe, die dem einzelnen Menschen dienstbar zu machen seien. Er sah alles gewissermaßen im Lichte der Ewigkeit, vor allen Dingen sah er die Menschen so. Und wenn man mit ihm über die Dinge sprach, die auch dem inneren Auge sich zeigen, dann war der Klang der Stimme anders und der Glanz der Augen noch heller als sonst. Aus dieser Innerlichkeit wuchs die warme und herzliche Teilnahme an den Geschicken der Menschen, und derer, die es im Leben nicht leicht haben. Er war fromm in einer eigenen Prägung und glaubte an hohe überweltliche Ziele für sich und die anderen. Und nun wußte er, „der Mensch ist noch wenig, wenn er warm wohnt und satt zu essen hat, aber er muß doch warm wohnen und satt zu essen haben, bevor seine höhere Natur in ihm sich regt". Darum war er billig im Urteil und fühlte eine starke Verantwortung gegenüber denen, die solche äußeren Hemmungen zu überwinden hatten. Das gab der äußeren Gemeinschaft der Gesinnung und des Denkens noch die besondere innere Wärme. Das befähigte ihn auch so restlos, sich als Gleicher mit Gleichen unter uns Arbeiter zu stellen, unser Wegweiser und Freund zugleich zu sein. Ihn störte das Äußerliche in Gewand, Sprache und Form des Lebens bei den Arbeitern in keiner Weise, weil er eben nur das Wesen und nicht den Schein im Auge hatte. Sein Streben war der Ausfluß von Gesinnung, nicht nur das Ergebnis von schematischen Überlegungen. So ist er — nicht der Einzige — aber einer von den Vertretern der Bildungsschicht gewesen, den sein geistiger Besitz innerlich verpflichtete, gegenüber denen, deren Wanderung durchs Leben schwerer ist, weil ihnen der Schlüssel nicht in gleicher Weise

zur Verfügung stand. Und durch seine Art und seine Arbeit hat er Vertrauen unter uns geworben, nicht nur für sich, sondern auch für die Gebiete, die er uns erschließen wollte — Volk und Staat.

Und vielen ist er zum Freund, zum gleichstrebenden Wanderer geworden. Ich denke gerne und dankbar zurück, wie Wilhelm Ohr und seine Frau mir eines Tages ihre Wohnung in München—Gern anboten, um dort mit meiner Frau längere Zeit zu wohnen, während wir uns München und Umgebung ansahen. Er war mit seiner Familie in seinem Wahlkreis. Im Dachstock des Hauses war der Schlüsselverwalter, ein Student — und dann kamen und gingen wir ohne Ohrs zu sehen. So war Wilhelm Ohr. Braucht es noch der Versicherung, daß ein Mensch, der so für andere zu leben verstand, auch erfolgreich war, wo er andere führen wollte? Ich bin sicher, gerade jetzt im Kriege danken ihm Tausende, gerade unter den liberalen Arbeitern, daß er uns zu Volk und Staat den Weg zeigte schon im Frieden. Denn der Kriegspfad ist denen so viel leichter geworden, die durch seine Schule gingen und gar die in seiner Freundschaft standen. Und wenn es wahr ist, daß „Nur der lebt, der nicht sich selbst lebt", dann war es ein Leben im vollen und tiefen Sinne, das Wilhelm Ohr trug und dem nun der Krieg ein so jähes Ende bereitete. Es soll nicht umsonst gewesen sein!

Johannes Fischer-Heilbronn.

Wilhelm Ohr als politischer Erzieher

Der Deutsch-Akademische Freibund hat Wilhelm Ohr und mich zusammengeführt. Als junger Freiburger Student bat ich den Tübinger Privatdozenten um einen Vortrag in unserem neugegründeten Verein. Ohr, der bei einer Frauenstimmrechtstagung in Frankfurt weilte, lud mich zu einer Besprechung ein. Aus dem für Freiburg vereinbarten Vortrag ist nie etwas geworden, aber dieser Unterredung schlossen sich acht Jahre gemeinsamen politischen Wirkens und reicher persönlicher Freundschaft an.

Ohr war um diese Zeit zur Leitung des Nationalvereins nach München übergesiedelt, ich gehörte zu den Mitgründern des Freibundes. Freibund und Nationalverein mußten uns zusammenführen. Beiden war ein gemeinsamer Weg gewiesen, auf dem sie sich alsbald fanden. Ohrs Wirken kam ihnen in gleicher Weise zugute. Die Geschichte beider Verbände zeigt in ihrem Aufstieg und späteren äußeren Niedergang einen starken Parallelismus. Die Gleichartigkeit der Außenentwicklung beruht in der Übereinstimmung des Ideengehalts. Beide als parteipolitische oder parteitaktische Vereine gegründet, formten sich unter Ohrs Einfluß und Leitung zu politischen Erziehungsverbänden um. Der Nationalverein erstrebte anfänglich die organisatorische Zusammenfassung der getrennten liberalen Parteigruppen, der Freibund war von den Gründern als akademische Jugendgruppe der liberalen, insbesondere der damals noch gespaltenen drei freisinnigen Parteien gedacht. An der Wiege beider stand das Erwachen des politischen Willens, das durch die Reichstagsauflösung 1906 und die Blockwahlen ausgelöst war. Die Studentenjahrgänge 1907 und 1908 sind die politischsten Deutschlands seit langer Zeit gewesen.

Der Ausgang von der Parteipolitik schützte Ohr vor der Verkennung und Mißachtung der politischen Partei, die viele politische Bildungsbestrebungen des Bürgertums

zur Wirkungslosigkeit verdammen. Ohrs Bedeutung als politischer Erzieher und Jugendbildner ist nur zu verstehen, wenn man von seiner Stellung zur politischen Partei ausgeht. In seinen Schriften findet sich nicht viel darüber. Berichten kann ich hier aus den Ergebnissen zahlreicher Gespräche, die in Ohrs Wirksamkeit ihre Bestätigung finden.

Dem geübten historischen Blicke Ohrs entging nicht die Bedeutung, die den in den Parteien aufgespeicherten Machtfaktoren der Überlieferung innewohnt. Seine erste politische Werbetätigkeit in Württemberg verschaffte ihm Einblicke in den Zusammenhang von politischer Tradition und Parteibildung. Den Ursprung der lokalen Verschiedenheiten des Liberalismus leitete Ohr aus dem geschichtlichen Werden der einzelnen Teile unseres Vaterlandes her und den Aufgaben, die für die Liberalen verschiedenartig daraus erwachsen waren. Eine das Wesen des deutschen Liberalismus erfassende Parteigeschichte muß eindringlich auf dessen Bedeutung und Geschichte in den einzelnen deutschen Staaten, ja darüber hinaus in den einzelnen Gegenden eingehen und einen soziologischen Blick auf die Zusammensetzung seiner Anhänger werfen. Nassaus Freisinn unterscheidet sich vom hessischen Linksliberalismus, der schleswig-holsteinische Fortschrittler empfindet anders als der ehemalige Nationalsoziale der niederrheinischen Volkspartei. Es fehlt heute noch völlig an einer wirklichen Parteigeschichte, die nicht bloß vom äußeren Verhalten berichtet, sondern das innere Werden und die soziale Zusammensetzung nach Ort und Zeit berücksichtigt. Den hierzu Berufenen, der diese Arbeit leisten wollte, deckt die Ackererde der Picardie. In jeder Gegend erklingen besondere Töne im liberalen Lied. Ohrs auf historischer Kenntnis gebautes Verständnis wußte überall an diese zu rühren. Dies öffnete ihm leicht und schnell die Herzen. Anknüpfend an die Macht der Überlieferung in den einzelnen Schattierungen des Liberalismus vermochte er leichter, seine Ideen in die Menschen hinein zu tragen, als einer, der nur von außen kommend den in jeder Partei aufgespeicherten Schatz an Überlieferung und an Vertrauen nicht zu politischer Erkenntnis und zu neuem Wollen umzumünzen weiß. Man kann es als Ohrs politische Tragik betrachten, daß er die stärkste Aufgabe des Parteimenschen, den Kampf um das Mandat, in einer Gegend

ausfechten mußte, in der ein Liberalismus fast keine Traditionen besaß. Für den Nordosten Kurhessens hätte Ohrs Arbeit den Beginn einer politisch-fortschrittlichen Überlieferung bilden können.

Das Parteiprogramm erscheint vielen Außenstehenden nur als Dogma oder Phrase. In Wirklichkeit stellt es in seinen Hauptzügen den Niederschlag von Weltanschauung und Staatsauffassung dar, die im Hintergrund jeder politischen Richtung stehen. Da Ohr von dieser Erkenntnis aus sich leichter in die Gedankengänge jeder Partei hineinversetzen konnte, so vermochte er um so eher der wirklichen Phrase, d. h. dem um des Klanges, nicht des Gehaltes wegen gewählten Worte, zu Leibe zu rücken. Er verfiel nicht in den Fehler, für leeres Schlagwort zu halten, was der inneren Überzeugung des Gegners entsprach, dem eigenen Denken aber entgegen stand. So glückte es ihm, seinen Hörern in das Wesen der politischen Parteien, auch der Gegner, bessere Einsichten zu verschaffen als einem, der objektiv über den Parteien thronend nie in deren inneres Getriebe geschaut hat.

Der Parteikampf wirkt nach außen häßlich und oft abstoßend; für die mit gleichem Ziele Fechtenden schafft er vielfach durch Gemeinschaftsbewußtsein Bindungen, die einem unsichtbaren Orden gleichen. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl ist der Arbeit Ohrs in reichem Maße zugute gekommen. Ob er in der behaglichen Bürgerstube des pfälzischen Parteifreundes den goldenen Wein der Haardt genießen durfte, ob ihm der Lederarbeiter im kleinen Dorfe des Werratales nach heißer Wahlschlacht sein bestes Stübchen im bescheidenen Fachwerkhause zur Nachtruhe einräumte, in seltener Weise ward ihm überall die parteifreundliche an die antike Hospitalität erinnernde Gastlichkeit zuteil. Ohrs liebes Wesen trug einen Sonnenstrahl in alle diese Stätten der Freundschaft. Ihm gaben diese Verbindungen Anknüpfungspunkte für seine Bildungsarbeit, und es entstanden Pflanzstätten, von denen aus seine Gedanken weiter getragen wurden. Die Schwierigkeit, diese Ideen zu verbreiten, zeigten Ohr die Erfahrungen innerhalb der Partei. Wenn er bereits bei Gleichgesinnten nicht nur Freunde seiner Bildungsbestrebungen fand und auf viel interesselose Gleichgültigkeit stieß, um wieviel weniger durfte er auf bedingungslose Unterstützung bei Andersdenkenden oder Unentschiedenen rechnen!

6*

Gehörte Ohr mit ganzem Herzen einer politischen Partei an und gewährten ihm die politischen Parteien eine Grundlage für seine Erziehungsarbeit, so ging seine Erziehungsarbeit weit über den Rahmen des Parteimäßigen hinaus. Nationalverein und Freibund waren beide anfangs nur als dienende Glieder der politischen Partei gedacht und suchten in der Werbung und Einwirkung auf diese ihre erste Aufgabe. Schon bald wandte sich der Nationalverein der liberalen Bildungsarbeit zu. Der Freibund gestaltete sich unter Ohrs Einfluß zu der akademischen Ortsgruppe des Nationalvereins. Ließen die politischen Tageskämpfe der Partei nicht genügend Zeit, ihre geistigen Grundlagen stets von neuem zu überprüfen, und verhinderte die zur Erreichung eines Erfolges notwendige taktische Stellungnahme häufig, die prinzipielle Haltung zu den einzelnen Zweigen der Politik durchzudenken, so sollte diese notwendige Arbeit vom Nationalverein und Freibund geleistet werden. Ihnen lag die Vertiefung des politischen Denkens ob, eine Aufgabe, die von mancher innerlich hohlen Parteiautorität mit einem für ihre persönliche Stellung berechtigten Argwohn betrachtet wurde. Die Angehörigen des akademischen Freibundes brachten dem Nationalverein eine Schar über das ganze Land verstreuter Werber. Im Freibund fanden sich die akademischen Kreise zusammen, besonders in Göttingen, München und Berlin, die Ohrs Erziehungsarbeit unterstützten. Neben Arbeitern und Frauen hat Ohr in der Freibundsjugend seine treuesten Helfer gefunden. Bei dem akademischen Charakter der Nationalvereinstätigkeit nimmt dies nicht wunder. Zwei Züge waren dieser eigentümlich. Bei aller politischen Betrachtung galt die Herausschälung des Weltanschauungsmäßigen als die Hauptsache und immer war die Behandlung der Einzelfragen auf das zu erreichende Ziel eingestellt.

Die Schriften des Vereins „Was ist liberal?“ und die Sammlung „Das Parteiwesen“ zeigen, wie die Gesinnungsgrundlage stets als das Wesentlichste herausgearbeitet werden sollte. Der Einfluß der Weltanschauung und Staatsauffassung auf die Haltung in den einzelnen Zweigen praktisch-politischer Tätigkeit wurde unter Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Einflüsse verfolgt, nicht aber ein Bild der verschiedenen politischen Richtungen aus einer

äußerlichen Zusammenstellung ihres Programmes und ihres Vorgehens in Einzelfragen aufgemacht. Nicht nach der üblichen historischen Methode, die so oft zur Ertötung des eigenen Wollens führt, wurden die politischen Ideen nur nach ihrem Werden behandelt. In kritischer Prüfung schritt man vielmehr an die Wertung der Ideen selbst. Vornehmlich half hierbei der Freundeskreis des Göttinger Philosophen Leonard Nelson. Wie Ohr als Historiker weniger politische Geschichte als Geschichte der Politik lehrte, so wandte man sich vornehmlich der geistesgeschichtlichen Entwicklung zu. Die vom Freibund herausgegebenen „Vorkämpfer deutscher Freiheit" kennzeichnen die innegehaltene Richtung. Es kam weniger auf die historische Bedeutung der veröffentlichten Dokumente als auf deren Ideen fortbildenden Gehalt an. Bei der Behandlung der Einzelfragen maß man der Erfassung der theoretischen Probleme größere Bedeutung zu als dem Beibringen einer großen Zahl von Einzeltatsachen. Bei der Verfassungsfrage z. B. wurden unter Meidung aller Schlagworte oder richtiger zur Meidung mehr die Forderungen erörtert, die von einer liberalen Gesinnung aus an eine Verfassung zu stellen sind, als daß die geltenden gesetzlichen Bestimmungen der Verfassung besprochen wurden. Erziehung zur bewußten Stellungnahme wurde erstrebt dadurch, daß man von der gemeinsamen Grundauffassung ausgehend deren Folgerungen auf den einzelnen Gebieten der Politik besprach und herauszuschälen versuchte, welche von diesen als ethische Postulate, logische Notwendigkeiten oder nur als taktische von Zeit und Ort abhängige Ziele anzusehen sind. Diese Behandlungsweise war um so eher durchzuführen bei Hörern, denen die Tatsachen schon zu einem wichtigen Teile aus dem politischen Tageskampf bekannt waren, für die aber gerade zur Verhinderung des Gebrauches politischer Phrasen die kritische Betrachtung und Durchführung der regelmäßig im Kampfe aufgestellten Forderungen und Ziele erwünscht war. Gleichermaßen kam diese Lehrmethode der Reinigung des Parteikampfes von der Phrase, der tiefsten Ursache seiner erbitterten und verbitternden Natur, wie der bewußten Willensbildung der Gesinnungsfreunde zugute.

Die Form, in der diese Gedanken den Hörenden übermittelt wurden, war selten der zusammenhängende Vortrag. In seminaristischer Weise wurden die Probleme im hin und

her von Frage und Antwort, der Auseinandersetzung und des Einwurfes geklärt. Das Ermüdende der zusammenhängenden Vorlesung wurde vermieden, bei der es im Belieben des Hörers steht, dem Vortrag zu folgen, wie auch die Fehler der üblichen Diskussion, bei der je nach Zufall nur einzelne Seiten des behandelten Themas durch jeweilig Interessierte beleuchtet werden, aber die Teilnahme aller nicht sichergestellt ist und die Leitung nur allzuleicht von dem Lehrer auf die einzelnen Redner entgleitet. Der Lehrende entnahm dem Behandlungsgegenstand einzelne Probleme, die mit den Hörern in Frage und Gegenfrage erörtert wurden, bis die Stellungnahme für alle geklärt war. Öfters wurden auch einzelne kenntnisreichere Teilnehmer bestimmt, eine der liberalen Auffassung entgegengesetzte Meinung vorzutragen . Eine Belebung des Kurses wurde hierdurch erreicht, weil sich die übrigen zur Widerlegung der gegnerischen Anschauungen bemühten, hierbei sich aber strengerer Sachlichkeit befleißigen mußten, als dies sonst in der Regel bei politischen Auseinandersetzungen der Fall ist. Ein weiterer ernster Gewinn bestand darin, daß es den Beteiligten ermöglicht wurde, insbesondere dem Gegenredner, eine fremde Auffassung durchzudenken und hierdurch nicht nur über diese, sondern auch die eigene zu größerer Klarheit zu gelangen. Es ist ersichtlich, daß solche Übungen nach Form und Inhalt in gleicher Weise dem Lernbedürfnis des Arbeiters wie des Studenten entsprachen. Beiden ist die Möglichkeit des Erwerbs von Einzelkenntnissen durch Lesen von Büchern, durch Volksvorträge, dem Studenten auch in der Vorlesung der Hochschule gegeben. Zu der in den Ohrschen Veranstaltungen gewährten Schulung des weltanschauungsmäßig bereits verankerten Denkens und der selbständigen Bildung eines politischen Willens gebrach es sonst an Gelegenheit. Bei der Erfassung des gebotenen Stoffes kam es weniger auf die Vorbildung als das Vorleben des Hörers an. Die wenigen Fachausdrücke und Fremdworte wurden jeweils erklärt und verdeutscht. Nur die Fähigkeit des Durchdenkens wurde gefordert. Wie manches im öffentlichen Leben um des Klanges wegen gebrauchte inhaltlose Schlagwort ward in den Ohrschen Kursen und Redeübungen dem Teilnehmer auf immer abgewöhnt. Das inhaltlich unsinnige „Einstehen für Wohl und Wehe des Vaterlandes" und die Phrase „wir streiten für das Vaterland, nicht für die

Partei" hat ein Ohrscher Nationalvereinskursler wohl zeitlebens nimmer im Munde geführt.

Eine stattliche Jüngerschar hat sich Ohr in seinen Veranstaltungen herangezogen. In München und Göttingen, in Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Solingen, Augsburg und Mannheim, um nur ein paar Hauptorte zu nennen, hatten sich Sammelpunkte gebildet, an denen die Ohrsche Arbeit bewußt gepflegt wurde. Dankbar gedachten überall seine Schüler der ihnen übermittelten Anregungen und hielten die Fortsetzung und das Weitertragen seiner Gedanken innerhalb des Liberalismus, den notwendigen Ausbau der oft vernachlässigten Organisation wie den Werbedienst für die liberale Idee nicht bloß für eine Dankespflicht, diese Arbeit war ihnen, — eine schöne Frucht der politischen Kurse, — zu innerem Bedürfnis geworden. Ein tüchtiger Unteroffiziersstamm wuchs in allen Gruppen des Liberalismus zunächst als Träger der zeitraubenden und undankbaren Kleinarbeit heran; Unteroffiziere, von denen so mancher im Tornister den Marschallstab trug, die Anwartschaft auf künftiges Führertum. Einige hat wie den Meister der Krieg dahingerafft, — zweier der Treuesten, Ernst Rothschild aus Ludwigshafen und Walther Dankwardt aus Stralsund, sei auch hier gedacht, — andere sind heute bereits in einflußreichen und leitenden Stellungen (ich erwähne Springer-Stuttgart, Fischer-Heilbronn, Erkelenz) und kommen hoffentlich in die Lage, im Frieden das Werk fortzusetzen.

Ein Wort noch zu diesem Werk selber! Man hat Ohr öfters seiner führenden Stellung nach innerhalb der fortschrittlichen Jugend mit Naumann verglichen. Eine äußere Ähnlichkeit ist vorhanden. Beide haben auf das politische Denken der Jungen, besonders der Akademiker, einen starken Einfluß ausgeübt. Hinter beiden hat sich eine Gefolgschaft gebildet, die über das gleichgerichtete Wollen und Denken hinaus eine unsichtbare persönliche Gemeinschaft eint und zum Tätigsein anspornt. In ihrem Werke zeigt sich aber eine erhebliche Verschiedenheit. Naumann ist der Formulierer großer Ziele, er wies dem Liberalismus die einzuschlagende Richtung. Wie er heute in seinem „Mitteleuropa" ganzen Völkern eine Zukunftsstraße zu zeigen bestrebt ist, so war er in kleinerem Maßstabe vor einem Menschenalter in der national-sozialen Partei und in „Demokratie und Kaisertum" der Künder neuer Richtziele für den

Liberalismus, auf deren Pfade ihn in treuer Gefolgschaft eine sich stetig mehrende Schar von Jüngern begleitete. Ohr hat der Politik und dem Liberalismus keine neuen Ziele gewiesen, ihm lag daran, den Weg zu dem vielfach verschütteten Quellgebiet wieder zu öffnen, damit die Wasser dann um so reiner und kräftiger der ihnen gewiesenen Richtung zuströmen. Seine Begleiter müssen den Weg nun ohne den Führer fortsetzen. Wenn sie es mit gutem Erfolge zu vollbringen vermögen, dann liegt darin der schönste Segen des Wirkens von Wilhelm Ohr, denn dann wird des toten Freundes Werk am Leben bleiben und noch in ferner Zukunft davon zeugen, daß er seinen Wahlspruch über den Tod hinaus zu einem Wahrspruch hat werden lassen:

„Nur der Lebendige beherrscht das Leben!"

Hans Maier-Frankfurt a. M.

Dr. Ohr als Freund der Frauenbewegung

Der große Saal der „Vier Jahreszeiten" in München, in dem jeder Platz besetzt war. Reihen von Frauen, junge und alte, Frauen aus allen Ständen, Arbeiterinnen und Familienmütter, Studentinnen und Haustöchter, heranblühende Mitkämpferinnen für unsere Rechte und gereifte, ergraute. Vor dem Rednerpult eine schlanke Männergestalt, eine kraftvolle, energische, begeisterte Stimme, die förmlich eine neue Zeit zu verkünden schien!

Am 15. Mai 1908 war das neue Vereinsgesetz erlassen worden und Dr. Ohr rief die Frauen heran zur Teilnahme am öffentlichen Leben! Ein Frühlingstag draußen und Frühlingsstimmung, die über der Versammlung lag.

Allen bleibt wohl der Eindruck unvergeßlich. Aber am tiefsten und stärksten haben ihn diejenigen miterlebt, die, als alte Garde, die ersten Anfänge der Frauenbewegung mitgemacht hatten, die alle die Jahre im Gedächtnis behalten, in denen den Frauen, nach Wortlaut des Gesetzes, mit den Kindern und den Idioten, die Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten untersagt gewesen, da man in den Vereinsversammlungen ängstlich jedes Wort über Politik vermeiden mußte; da es geschehen konnte, daß einige mutige weibliche Wesen, die es wagten, zu einem Vortrag über allgemein wichtige Zeitfragen zu kommen, unter dem Gelächter der anwesenden Herrn von der Polizei aus dem Saal gewiesen wurden.

Und nun an diesem Tage erklang an uns der Ruf, der uns aufforderte zur Mitarbeit, der neue Aufgaben stellte, der uns unseren Platz anwies im Leben der Nation. Es wirkte wie Befreiung, wie eine Lösung von uraltem Bann!

„Wo Menschen den Mut finden, im öffentlichen Leben zu arbeiten, da finden sie Glücksgüter wieder, die ganzen Schichten unseres Volkes genommen scheinen. Mag es

doch sein, daß der Broterwerb heutzutage die Familie veröden läßt. Wer die Kraft hat, sich über den Broterwerb hinaus zu heben und einzutreten in die Arbeit an der Politik des Volkes, wer sich einer öffentlichen Vereins- und Parteitätigkeit widmet, der hat sich selbst das Tor geöffnet zu den höheren Lebensgütern der Zeit. Denn hinter der politischen Arbeit steht die ganze deutsche Kultur, steht die Fortbildung und die Volksbildung, steht das Studium national-ökonomischer und historischer Schriften, steht die ganze lange Reihe deutscher Dichter und Denker, stehen Goethe und Schiller, Uhland, Mörike, Bismark, — Volk greif zu! Hier ist Ersatz für verlorenes Gut! Familie greif zu! Hier ist der einigende Gehalt für Mann und Frau und heranwachsende Jugend! Hier kann man — und das ist das Wichtigste — ringen und arbeiten, damit die Kinder in ein freieres, besseres Leben hineinwachsen. Dazu bedarf es allerdings viel Mut und Kraft. Auch hilfreicher Hände und geduldiger Erziehungsarbeit! Sollten dazu nicht ganz besonders die Frauen berufen sein?"

Wie ein neues Ideal schien es, daß nun auch wir unsere Kraft einsetzen sollten für ein heiliges Ziel, daß wir mithelfen, mitarbeiten durften für die Freiheit, für die gesunde Weiterentwicklung des Volksganzen! Wir sahen große Aufgaben vor uns, wir fühlten uns hereingezogen in einen mächtigen Strom. Es lag etwas Mitfortreißendes, über das eigene Wünschen, das persönliche Leid Hinaushebendes in diesem Gedanken, als öffnete sich eine lange verschlossene Pforte und wir blickten nun mit einem Male in die Weite, auf einen freien Weg, auf dem wir Seite an Seite schreiten durften mit den Besten, mit den führenden, kämpfenden Männern. Unsere Kraft, unser Mut wuchsen in dem Glauben, in dem Vertrauen, das uns ein Mann, ein Vertreter der modernen politischen Jugend, entgegenbrachte.

Wenn auch die hochgespannten Erwartungen, die in jener Nachmittagsstunde wie im Frühlingssturm emporschossen, sich nicht sofort erfüllt haben, wenn nach beiden Seiten hin eine gewisse Enttäuschung kam; die Frauen nicht, wie man gehofft, in Scharen herbeiströmten, um sich den politischen Organisationen anzuschließen, und die Mutigen, die es taten, in den Männervereinen nicht die große Strömung, nicht die Mitarbeit fanden, die sie suchten, eines blieb doch als fester Gewinn: der Redner, der mit so herz-

erfreuender Wärme bekannt hatte: „Auch wir, auch wir sind für die Frauenbewegung", er stand treu zu uns; er blieb unentwegt auf unserer Seite, er ward nicht irre in seinem Glauben, in seiner festen Überzeugung von der Wichtigkeit der Eingliederung der Frauen in das öffentliche Leben.

In dieser ersten Rede an die vom Zwang des Gesetzes befreite Frauenwelt hatte er ja schon ausgesprochen, worauf er seinen Wunsch nach ihrer politischen Mitwirkung gründete. Und gerade diese Punkte, die uns immer noch zu Richtlinien dienen können, sollen hier hervorgehoben werden:

Die Frau ist unbureaukratisch. Wie sehr der bureaukratische Geist unsere nationale Entwicklung hemmt, braucht nicht gesagt zu werden. Hier kann die Frau wie ein gesunder Sonnenstrahl in staubiger Kammer wirken; sie ist undoktrinär, warmherzig und lebensfrisch.

Die Frau ist begeisterungsfähig; sie steht nicht mitten in der nackten Interessenpolitik, die das männliche Parteiwesen beherrscht. Die Idee der Gerechtigkeit und Freiheit kann von den Frauen viel unmittelbarer erfaßt werden als von den meisten Männern.

Ein großer Teil der Frauen hat Zeit, vielen Männern dagegen ist das Erwerbsleben so schwer gemacht, daß sie die Kraft zu anderer Betätigung nicht haben. Die Frauen könnten sich in erster Linie jener politischen Erziehungsarbeit widmen, die wir so sehr vermissen.

Endlich aber und darin liegt das Wichtigste: Die Frau erzieht die heranwachsende Jugend. „Die Mutter sollte den politischen Glauben lehren. Dann stünde es besser um uns."

Welche Bedeutung es für die Frauenbewegung hatte, daß ein moderner Politiker mit seiner ganzen Wärme und Beredsamkeit für unsere Forderungen eintrat, daß er als Vorkämpfer nicht bloß Männer vor sich sah, sondern sich auch an die Frauen wendete, das haben die Führerinnen unter uns, vor allem die unvergeßliche und unersetzliche Ika Freudenberg wohl erkannt. Sie war ja stets der Ansicht gewesen, daß der Liberalismus und die Frauenbewegung, innerlich wesensverwandt, das gleiche Ziel verfolgten und deshalb miteinander gehen sollten. Bisher war freilich von Seite der liberalen Männer der neu aufstrebende Freiheitssucher recht über die Achsel angesehen worden; um so erfreulicher, daß sich nun ein Politiker von

starkem Weitblick fand, der den jüngeren Weggenossen gelten ließ und ermunterte.

Immer wieder suchte Dr. Ohr die Frauen zu politischem Interesse anzueifern und ihnen Verständnis für die Zeitfragen zu lehren. Er hielt im Verein für Fraueninteressen einen Vortrag „Über die staatsbürgerliche Erziehung der Frau", einen weiteren „Über den Liberalismus der Gegenwart". Er sprach zusammen mit Frau Voß-Zietz „Über die politische Frauenbewegung in England und Deutschland" und hielt beim sechsten Frauentag, in dem bis auf den letzten Platz gefüllten großen Rathaussaale, eine eindringliche Rede „Über die nationalen Aufgaben der Frauenbewegung".

Das war im Jahre 1909, zu einer Zeit, da leider das nationale Empfinden, nicht so stark ausgeprägt gewesen wie heute, da unter den Frauen, durch ihre Beziehungen zu den Führerinnen in anderen Ländern, ein gewisser Hang zu internationalem Weltbürgertum sich breit machte und allerlei Träume von schwesterlichem Zusammenwirken über alle Kulturstaaten der Erde hinweg wach waren. Um so mehr bedurfte es dieser klaren Mahnung, dieser gesunden von Vaterlandsliebe getragenen Hinweisung auf die Aufgaben, die jeder Einzelnen in dem eigenen Wirkungskreise zufielen. Immer wieder hat Dr. Ohr betont, daß die Frauen die Freiheitsgedanken in die Familie hineintragen müßten; immer wieder hat er den Männern geraten „Familienpolitik zu treiben", ihnen vorgehalten, daß sie sich zu wenig um die Anschauungen und Überzeugungen ihrer Frauen kümmern, daß sie wohl Reden halten gegen den Patriarchalismus in Regierung und Verwaltung, Freiheit der Schule und Freiheit der Gewissen verlangen, aber den Frauen und durch sie den Kindern die liberale Weltanschauung vorenthalten.

* *
*

Nie wieder wird diese klare überzeugende Stimme zu und für uns sprechen! Getreu seiner Gesinnung, von seinem starken, vaterländischen Empfinden getrieben, ging Dr. Ohr in den Kampf, gab er sein Leben hin für sein Volk. Und wie der Liberalismus in Deutschland unendlich viel mit ihm verloren hat, so dürfen auch wir Frauen in tiefer Ergriffen-

heit um ihn klagen. Ein Freund wurde uns entrissen und wir haben nicht so viele, die sich mit Wärme unserer annehmen, daß wir uns nicht besonders beraubt fühlen müßten.

Wie jeder über die Gegenwart hinausblickende und von starkem Zukunftsglauben erfüllter Mensch hat auch Dr. Ohr Saatkörner ausgestreut, die erst allmählich reifen und Früchte tragen konnten.

Schon haben, eindrucksvoller und gewaltiger als die flammendsten Reden, die Donner des Krieges den Frauen das Bewußtsein geweckt, wie tief ihr eigenes Leben in dem der Nation wurzelt, sind im Sturm der Zeit die unklaren Ideen und Träume von internationaler Verbrüderung und Verschwesterung, die früher noch in manchen weiblichen Köpfen spukten, verflogen.

Wer kann bemessen, wie viel der politischen Erziehung der Frauen, die Dr. Ohr am Herzen lag, zu danken ist, wenn Tausende in der großen Stunde sofort ihre Aufgaben erkannten und mit Opfermut erfüllten! Sein Wort wirkt weiter, es wird nicht verklingen! Es ist eine Dankesschuld, die wir abtragen, wenn wir auch in der kommenden Friedensepoche das Nationalgefühl, das er gepredigt, das politische Interesse, das er von uns forderte, wach halten, der Aufgaben gedenken, die er den Frauen stellte, die Ideen der Freiheit und Gerechtigkeit mit Begeisterung erfassen, wie er es von uns gehofft hat.

Aber auch der Gedanke, den er an jenem Frauentage aussprach, soll unvergessen bleiben: Die Persönlichkeit, die Tüchtigkeit des Einzelnen bringt den Sieg.

Emma Haushofer-Merk.

Wilhelm Ohr als Soldat

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Es war in den ersten Tagen der Mobilmachung, am 7. August 1914, als ich mit Ohr dienstlich zusammen traf. Wir waren uns in den letzten Jahren durch gemeinsame politische und wissenschaftliche Interessen näher getreten und hatten in der akademisch-historischen Gesellschaft der Frankfurter Akademie schöne Stunden verlebt. Nun war das gegenseitige Erstaunen und die Freude groß, uns bei der gleichen Truppe wiederzufinden, dem damaligen Aufgebot zum Bahnschutz, aus dem dann das mobile Landsturmbataillon „Frankfurt am Main" (XVIII, 8) gebildet werden sollte, dem wir beide infolge freiwilliger Meldung beim Bezirkskommando überwiesen worden waren. Sogleich fiel mir bei Ohr eine starke Veränderung seines ganzen Wesens auf. Die Welle der Begeisterung, welche in diesen unvergeßlichen Tagen ganz Deutschland durchlebte, hatte ihn mit ihrer vollen Wucht erfaßt. Er fühlte sich selbst, wie er mir gestand, gänzlich verwandelt. Alles, was ihn bis zu diesem Augenblick erfüllt und interessiert hatte, schien wie abgefallen, und nur noch ein brennender Wunsch waltete bei ihm vor, dem schwer bedrängten Vaterland zu dienen, nicht mit Rede und Schrift, wie er es bisher getan, sondern mit der Waffe als Soldat! Während der langen Wanderung, die wir dann zusammen antraten, um die längs der Bahn und des Mains bis zur Mainkur aufgestellten Posten zu revidieren, sprach er in seiner herzlichen, frischen Art die Gedanken aus, die ihn in jener Stunde bewegten, ähnlich wie er sie später in einem Aufsatze niedergelegt hat, und deren Inhalt die Worte wiedergeben: „Ich empfinde gleichzeitig mit jenem Drang zur Mitteilung und Mitführung daheim den großen, unver-

gleichlichen Stolz, Soldat zu sein, deutscher Soldat in solcher Zeit!"

Ohrs politische Tätigkeit, sein feuriges Eintreten für eine freiheitliche Entwicklung Deutschlands, hatte ihn seinerzeit in Gegensatz zu der in Bayern herrschenden Partei gebracht, und er hatte sich nach den letzten bayrischen Landtagswahlen im Februar 1913 veranlaßt gesehen, seinen Abschied als Reserveoffizier zu nehmen. Gewiß ist ihm das nicht leicht gefallen, denn er war von jeher gerne Soldat gewesen. Um so freudiger meldete er sich sofort, als der Ausbruch des Weltkrieges alle wehrkräftigen Deutschen unter die Waffen rief. Mit jugendlichem Eifer, wie er jede neue Tätigkeit aufzunehmen pflegte, jetzt verdoppelt durch die patriotische Begeisterung und sein unbedingtes Pflichtbewußtsein, ging er als Adjutant des aus dem Nichts zu schaffenden Landsturmbataillons an die Aufgabe heran, dieses erst einmal auf die Beine stellen zu helfen. Das war keineswegs leicht und erforderte ziemliches organisatorisches Talent. Der Landsturm war seit 1815 in Preußen nicht mehr ins Dasein getreten, er spielte nur noch eine Rolle auf dem Papier der Militärpässe, und niemand dachte, daß er je wieder zu kriegerischer Mitwirkung brauchbar sein könne. Nun wurde er angesichts der dringenden Gefahr und der zahlenmäßigen Übermacht unserer vereinten Feinde gleich in den ersten Tagen, wenigstens in den den Grenzen am nächsten gelegenen Provinzen aufgerufen, und in kürzester Zeit sollten die Bataillone fertig aufgestellt sein. Es fehlte an allem außer an den gedienten Leuten, die gerne dem Rufe des Vaterlandes folgten, ja sogar in großer Zahl sich freiwillig meldeten, obwohl viele bereits die Altersgrenze überschritten hatten. Ausrüstung, Waffen und Bekleidung, letztere bei den unvorschriftsmäßigen Friedensgestalten der meisten Landstürmer schwer in passender Weite zu finden, mußten eiligst beschafft, die Kompagnien zusammengestellt, die Chargen besetzt werden. Aber bei dem guten Willen aller, das Beste zu leisten, klappte die Sache doch in unglaublich kurzer Zeit. Ohr befand sich da ganz in seinem Element und fühlte sich, wie wir alle, plötzlich um viele Jahre jünger geworden. Bereits am 17. August stand das Bataillon einigermaßen komplett auf dem Hofe der ihm als Kaserne

angewiesenen Weißfrauenschule, und nun begann der damals recht strenge Wachdienst in der Garnison und die Wiederauffrischung der lang zurückliegenden militärischen Ausbildung. Während draußen die ersten, gewaltigen Entscheidungen fielen, galt es hier zunächst ruhig die tägliche Pflicht erfüllen, eine harte Probe auf die Geduld. Durch seine gewinnende Persönlichkeit, die freimütige Art, wie er mit dem gemeinen Mann verkehrte, war Ohr bald der beliebteste Offizier im Bataillon. Die zündende Ansprache, welche er am 2. September zur Erinnerung an die Schlacht bei Sedan gehalten hat, wird seinen Hörern in dauernder Erinnerung geblieben sein.

Endlich nahte die Stunde, welche unserem friedlichen Dasein als Bürgersoldaten in Frankfurt ein Ziel setzen sollte, es hieß Abschied nehmen von Frau und Familie. Der 10. Oktober 1914, der Tag des Ausmarsches mit seiner erhebenden Stimmung, seinen unvergänglichen Eindrücken auf alle Beteiligten, gewann durch Ohrs persönliches Eingreifen ein besonders feierliches Gepräge, da er die Erlaubnis zur Begleitung durch das Musikerkorps der Kriegerkameradschaft bei dem gestrengen Kommandeur erwirkte. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er bei jenem Zuge, durch die dicht gedrängte Menge, die uns zujubelte und Abschied winkte, über den hellerleuchteten Bahnhofsplatz dem Bataillon vorauf ritt. Wohl keiner ahnte damals, daß so viele unserer Kameraden im Laufe dieses Krieges ihr Leben für das Vaterland würden opfern müssen!

Der Dienst, zu dem wir zunächst berufen waren, war mehr interessant und abwechslungsreich als gerade gefährlich. Nach kurzem Aufenthalt in Lüttich rückte das Bataillon am 16. Oktober in St. Quentin, dem damaligen Hauptetappenort der II. Armee ein und wurde, nachdem es vor dem kommandierenden General, Exzellenz v. Nieber, in Parade gestanden hatte, auf die umliegenden Orte und Bahnstrecken zum Schutze der Etappe verteilt. Auch hier konnte Ohr in den noch neuen, in der Entwicklung begriffenen Verhältnissen, sein organisatorisches Talent in reichstem Maße zur Geltung bringen, und er fühlte sich in der ersten Zeit von seiner Tätigkeit sehr befriedigt. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er mit der Bevölkerung dieser nordfranzösischen Gebiete ständig in Berührung kam.

Mit feinem Verständnis für die Lage dieser unter den furchtbaren Schlägen des Krieges leidenden Menschen hat er stets ihre Gefühle, soweit sich das mit den strengen Anforderungen des Dienstes vertrug, zu schonen gewußt. Die wahre Humanität seines Wesens kam hierbei zum Vorschein, und er suchte die Achtung vor dem deutschen Soldaten durch sein ritterliches Auftreten in Feindesland bei den Einwohnern zu gewinnen. In vielen Fällen ist ihm das auch gelungen, trotz der begreiflichen Verbitterung der Franzosen, auf die wir überall stießen. Auch seine freimaurerischen Ideale haben ihm hier den Weg zu den Herzen der Feinde geebnet und manche persönlichen Beziehungen freundschaftlicher Art entstehen lassen. Dennoch war gerade er es, der immer wieder davor warnte, in der oft zutage tretenden Freundlichkeit der Einwohner ihrer deutschen Einquartierung gegenüber, etwas anderes zu sehen als die äußeren Verkehrsformen einer alten, gesellschaftlichen Kultur, da er genau wußte, wie sehr diese Leute ihre ungerufenen Gäste haßten.

Nachdem Ohr im Januar 1915 zum Oberleutnant befördert worden war, wurde er im Frühjahr vom Landsturmbataillon für einige Zeit abberufen und trat am 15. April zur Stadtkommandantur St. Quentin über, um dort als Platzmajor Dienst zu leisten, eine Stelle, welche er bis zum 25. August 1915 bekleidet hat. Hier konnte er erst recht seine organisatorischen Fähigkeiten entfalten und viel für die Zivilbevölkerung dieser unglücklichen Stadt tun, welche jetzt durch die sinnlose Kriegführung der Engländer und Franzosen dem Untergange geweiht ist. Wie wohl erhalten und schön war sie doch, und mit welchem Gefallen hat das historisch und künstlerisch geschulte Auge Ohrs auf ihren einzigartigen Kunstdenkmälern, vor allem auf der herrlichen Basilika und dem gotischen Rathause am Marktplatze geruht! In den Ansprachen, welche er gelegentlich hielt, um seine Untergebenen auf die Geschichte und Kultur des von ihnen besetzten Landes hinzuweisen, suchte er stets auch den Sinn für die architektonischen Schönheiten Nordfrankreichs zu wecken. Es ist ihm erspart geblieben, die Zerstörung dieser Stadt mitzuerleben, für die er eine Art heimatliche Liebe gewonnen hatte!

So sehr ihn indes die mit diesem Kommando vorhandene Arbeit reizte und interessierte, sehnte sich Ohr doch

wieder nach einer mehr militärischen Tätigkeit, denn in erster Linie fühlte er sich als Soldat. So war es denn für ihn kein unangenehmer Wechsel, als er wieder in das Landsturmbataillon „Frankfurt am Main" zurücktreten konnte, um die Stelle eines Führers der 2. Kompagnie zu übernehmen. Aber wie es wohl uns allen in der Etappe gegangen ist, auf die Dauer konnte dieser Dienst auch Ohr nicht befriedigen. Es ist nun einmal für einen richtigen Soldaten kein allzu erhebendes Gefühl, immer hinter der Front zu stehen, untätig mit zusehen zu müssen, wie die Kameraden vorne kämpfen, während man in dem ewig gleichen Wacht- und Arbeitsdienste der Etappe ruhmlos seine Tage verbringt, so viel Pflichttreue, Hingebung und Ertragung auch das erfordert. So reifte denn bei Ohr der Gedanke, sich freiwillig an die Front zu einer kämpfenden Truppe zu melden. Was er in Briefen und mündlich in der Heimat als rechter Geist verkündigt habe, so schreibt er am 4. Dezember kurz vor dem Abschied an seine Frau, das wolle er an der Front durch die Tat erweisen. Auf die Frage, warum er, als alter Herr und trotz seines Leidens — Ohr litt von Zeit zu Zeit an Ischias-Anfällen — freiwillig um seine Versetzung zu einer kämpfenden Truppe gebeten habe, antwortete er später einem Kameraden: „Wenn ich einmal meinen Hörern von dem große Kriege vorlese, dann will ich mit dem Bewußtsein vor sie treten, in vorderster Linie mitgeholfen und bei der Infanterie im Schützengraben das Kreuz verdient zu haben."

Er hat diesen Schritt mit dem Opfer seines Lebens bezahlen müssen, wie noch so viele andere unserer Besten. So unersetzlich dieser Verlust für seine Familie, seine Freunde und für die freiheitliche Bewegung in Deutschland ist, so groß die Trauer um den zu früh von uns Gegangenen, wir müssen uns dem Schicksal fügen und dürfen nicht wünschen, daß er anders gehandelt hätte. Denn er konnte und durfte nicht anders handeln, wollte er sich selbst treu bleiben, wollte er, Wilhelm Ohr, für die von ihm als Mensch und Soldat laut verkündeten Ideale auch mit der Tat eintreten. Er handelte hier unter dem doppelten Zwange seiner Berufung als Lehrer der Jugend und des Kantischen Imperativs „Du mußt, weil Du kannst", oder „Du kannst, weil Du mußt". Gerade über den tieferen Sinn der

Kantischen Lehre, die sich ihm im Kriege offenbart und den er als Ausgangspunkt einer Volksreligion für das neue Deutschland angesehen wissen wollte, hat er sich bei unserem letzten Zusammentreffen ausgesprochen. So ist er denn den Weg gegangen, der ihm durch sein ganzes Wesen, durch seine Auffassung von Vaterlandsliebe, Pflicht und Soldatenberuf vorgezeichnet war.

Rührend war der Abschied von seiner damals in Le Catelet liegenden Landsturmkompagnie, der, wie er selbst schreibt, ihm recht schwer gefallen ist. Führer und Mannschaften waren in gemeinsamer Arbeit aufs innigste verbunden, und nun kam beim Scheiden die ganze Liebe und Verehrung zum Ausdruck, welche die 2. Kompagnie für ihren Oberleutnant empfand. Ohr war am Sonntag den 5. Dezember 1915 noch einmal nach St. Quentin gefahren, um dort in der von ihm gegründeten Feldloge Sammlung und Erhebung zu finden für das, was ihm bevorstand. In einem Briefe an seine Frau schildert er, wie tief ihn die dort miterlebte Feier ergriffen hatte. Als er unter diesen Eindrücken spät Abends in Le Catelet wieder einfuhr, stand die Kompagnie am Bahnhofe mit Fackeln und Lampions, und unter Vorantritt einer Musikkapelle wurde er nach seinem Quartier gebracht, von wo er die letzte Ansprache an seine Leute hielt. „Ich war überwältigt und habe dann von der Treppe meines Quartiers den Leuten gedankt, innig und fast unter Tränen, und bin dann wieder die Treppe hinunter und drückte jedem die Hand."

Auch in den Briefen, welche Angehörige der Kompagnie nach seinem Tode an Frau Dr. Ohr, als Zeichen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihren gefallenen Vorgesetzten geschrieben haben, wird immer wieder dieser Abschiedsfeier Erwähnung getan, als ein Beweis ungewöhnlich harmonischen Zusammenlebens von Offizier und Mannschaft.

*

Ohr war zum aktiven Infanterie-Regiment Nr. 62 versetzt worden, das im Frieden in Kosel und Ratibor stehend, sich hauptsächlich aus Oberschlesiern rekrutiert. Damals war es vor kurzem nach ruhmvollen Kämpfen in Rußland an die Westfront gekommen

und hatte eine Stellung in dem vorspringenden Winkel zwischen Péronne und Bapaume bezogen. Als Führer der 12. Kompagnie dieses Regiments hat Ohr zuletzt an dem oft recht lebhaften Stellungskrieg an der Somme und dann an der großen Julischlacht des Jahres 1916 teilgenommen.

Über seine letzten Lebensstunden und seinen Heldentod gibt ein Regimentskamerad, Herr Leutnant d. R. Holle, einen anschaulichen Bericht, den ich mit unbedeutenden Kürzungen hier folgen lasse:

„Am 22. 7. 1916 gegen 6 Uhr nachmittags erhielt Ohr in dem „Gallwitz Riegel“ südwestlich Flers den Befehl gegen 1 Uhr nachts nach Martinpuich zu rücken. Um 10 Uhr abends erhielt er den Gegenbefehl, sofort zur Ablösung einer Kompagnie des Infanterie-Regts. . . . in den damals noch die zweite Linie bildenden Annäherungsgraben nördlich Pozières zu rücken und diesen zu besetzen. Die Kompagnie brach sofort auf und erreichte gegen 2 Uhr vormittags mit dem Anfang den Schnittpunkt der Straße Le Sars—Pozières, den von ihr zu besetzenden Graben . . . Ohr war kaum mit den vordersten Leuten seiner Kompagnie in den Annäherungsgraben in östlicher Richtung eingebogen, als heftiges Sperrfeuer der Engländer hinter den Graben, insbesondere auf die Straße Le Sars—Pozières einsetzte. Zwei der Züge der 12. Kompagnie gelangten trotzdem in den Graben; der dritte Zug wurde durch das Feuer zum Halten und zur Deckungnahme gezwungen. Noch während sich die Züge zur Besetzung des Grabens in diesem nach Osten zogen, erfolgte auf dem Annäherungsweg ein Angriff der Engländer, die in einem Ansturm den ersten Graben südlich und östlich Pozières überrannt hatten und sich nun auch der zweiten Linie bemächtigen wollten. Ohr schlug mit seinen beiden Zügen die Engländer durch Gewehrfeuer zurück. Nur seinem rechtzeitigen Eintreffen ist es zu danken, daß der Angriff nicht durchstieß, da auch die Besatzung des Annäherungsweges ebenso wie die des vordersten Grabens durch das schwere Artilleriefeuer, das den ganzen Tag über ihm gelegen hatte, bis auf einzelne, wenige Leute vollständig aufgerieben war.

Nach der Abwehr des Angriffes ging Ohr mit seiner Kompagnie bis zur Einmündung des Annäherungsweges in

den vordersten Graben vor, um sie dann rechts zur Besetzung des Weges zu verteilen. An dem Treffpunkt des Weges erfuhr er, daß die Engländer bei ihrem Angriff in den vordersten Graben eingedrungen seien und sich dort mit schwachen Kräften behaupteten. Kurz darauf, gegen 3 Uhr morgens traf die 9. Kompagnie den gleichen Annäherungsweg wie die 12. kommend, ein. Ohr, der an der Einmündungsstelle noch damit beschäftigt war, weitere Verteidigungsmaßnahmen zu treffen, empfing den Kompagnieführer in heiterster Laune mit den Worten: „Kinder, denen haben wir es aber gegeben!" . . . Er orientierte darauf den Kompagnieführer der 9. Kompagnie über die Lage und beide beschlossen, das von den Engländern genommene Grabenstück zurück zu nehmen.

Der erste Zug der 9. drang in den vollständig eingeschlossenen Graben nach Süden vor, die Engländer mit Handgranaten von Granatloch zu Granatloch vor sich hertreibend. Ohr schloß sich mit seinen Gefechtsordonnanzen ohne weiteres dem Vorgehen der 9. an, und seinem Beispiel folgten auch noch einige andere Leute der 12. Kompagnie, die ihren verehrten Oberleutnant nicht verlassen wollten. Mitten in dem Zuge vorwärts drängend feuerte er die durch die vorangegangenen Strapazen vollständig erschöpften Leute unaufhörlich zu weiterem Vorgehen an und leitete den Nachschub der Handgranaten.

Nach etwa 150 Meter kam das Vorgehen zum Stehen. Die Engländer schossen mit einem inzwischen auf der Straße in Stellung gebrachten Maschinengewehr dem Grabenstück entlang und griffen außerdem erneut zu beiden Seiten desselben in breiter Front an, den vorgedrungenen Zug dadurch in beiden Flanken und im Rücken bedrohend. Der Zug hatte dadurch äußerst schwere Verluste; seine Lage war unhaltbar geworden. Ohr wollte trotzdem von dem Vorschlage des Führers der 9. Kompagnie, das Grabenstück aufzugeben, nichts wissen; sondern erwiderte etwa: „Das Maschinengewehr müssen wir haben, und dann muß auch der Anschluß mit der rechts der Einbruchstelle liegenden Kompagnie bald hergestellt sein." Auch ein zweiter Versuch des Kompagnieführers der 9., Ohr zur Räumung zu bewegen, schlug zunächst fehl. Erst als der Morgen zu dämmern anfing und dann auch kurz hintereinander die von

ihm sehr geschätzten Vizefeldwebel Gratzsch und Schwarz durch Kopfschüsse aus dem Maschinengewehr fielen, gab er den Befehl, das wiedergewonnene Grabenstück aufzugeben, und zog sich selbst zunächst bis zu der Stelle zurück, wo der Graben den scharfen Knick nach Süden machte. Von dort aus leitete er die Räumung und schickte sich dann an, selbst zu dem Annäherungsgraben zurück zu kriechen.

Inzwischen war es vollständig hell geworden — es war gegen 6 Uhr morgens — trotzdem versuchten die Engländer, fortgesetzt von Granatloch zu Granatloch vorspringend oder kriechend, sich an die von uns besetzten Gräben heranzuarbeiten. Ohr wollte dies noch einmal beobachten und richtete sich dazu in einem Granattrichter auf. Kaum hatte er seinen Kopf über die Deckung erhoben, als er auch schon röchelnd in das Granatloch zurückfiel. Eine feindliche Kugel hatte ihn aus etwa 150 Meter Entfernung, dicht unterhalb der linken Schläfe, in den Kopf getroffen. Er wurde sofort in dem Granatloch verbunden und auf eine Zeltbahn gelegt, gab aber bereits nach etwa fünf Minuten, ohne sein Bewußtsein wieder erlangt zu haben, seinen Geist auf.

Die Engländer waren inzwischen bis auf 30 Meter an das Granatloch, in dem Ohr lag, herangekommen. Das Zurückschaffen der Leiche durch den zerstörten Graben war bei Tage nicht mehr möglich; es mußte einem Versuch bei Dunkelheit überlassen bleiben. Die Leute, die noch bei der Leiche ausgeharrt hatten, u. a. der treue Bursche Ohrs, nahmen daher die Achselstücke und sonstigen Erinnerungsstücke von ihm, sowie seine Wertsachen an sich, deckten die Leiche mit einer Zeltbahn zu und krochen dann zu der inzwischen an der Einmündung des Annäherungsweges errichteten Barrikade zurück. Von dieser aus wurde das Granatloch, in dem die Leiche lag, ständig beobachtet, um die Annäherung der Engländer an dieselbe zu verhindern. Eine gleich nach Einbruch der Dunkelheit zur Bergung ausgeschickte Patrouille fand diese jedoch nicht mehr vor. Die Leiche ist tatsächlich zwischen 12 und 1 Uhr nachmittags von einer feindlichen Mine vollständig zerrissen worden."

So ist denn Ohr gefallen, wie er gelebt hatte, als Kämpfer und Soldat, bis zum letzten Augenblicke treu seiner Pflicht und dem Vaterlande. Er hat den Tod auf dem

Schlachtfelde gefunden, den er selbst oft als den schönsten gepriesen hatte, an der Spitze seiner Kampagnie, ohne lange leiden zu müssen, dahingerafft von der feindlichen Kugel. Für alle, die um den zu früh Dahingegangenen trauern, ist das ein Trost. In der Vollkraft seiner Jahre, im vollen Bewußtsein, für eine hehre und gerechte Sache zu streiten, traf ihn das Soldatenschicksal, dem er mutig ins Auge gesehen hatte. Wer so vorbildlich wie Ohr gewirkt hat und gefallen ist, hat das Opfer seines Lebens nicht vergebens gebracht. Er fiel, den Mitkämpfern ein Stolz, kommenden Geschlechtern ein erhebendes Beispiel!

Dr. Julius Cahn.

Druck von Friedrich Andreas Perthes Aktiengesellschaft Gotha

